

Das Magazin der Eichstätter Journalistik

www.einsteins-magazin.de

einsteins

Nr. 23 | 3€



schwarz-weiß



M

Flughafen
München

www.red.de

Wirtschaftsmotor Airport

Mit seinen exzellenten Verbindungen zu 220 Zielen in aller Welt bietet der Münchner Flughafen der exportorientierten bayerischen Wirtschaft ein ideales Sprungbrett für den Aufbruch zu neuen Märkten und Metropolen. Im globalen Wettbewerb der Regionen profitieren die heimischen Unternehmen erheblich von ihrer Nähe zu einer der wichtigsten europäischen Luftverkehrsdreh-scheiben. Für viele Investoren, die sich neu in Süddeutschland ansiedeln, ist der Münchner Airport das entscheidende Argument bei der Standortentscheidung. Als Motor für Konjunktur und Beschäftigung sorgt der Flughafen München auch künftig dafür, dass es mit Bayerns Wirtschaft weiterhin bergauf geht.

www.munich-airport.de

Schwarz auf weiß

Denn, was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.“ Das gilt nicht nur für schöngeistige Literatur wie Goethes „Faust“, dem wir dieses Zitat entliehen haben. Auch was in der Presse geschrieben steht, überdauert den Tag, schwarz auf weiß. Beständige Wahrheiten sind es freilich nicht immer, die Zeitungen und Zeitschriften verbreiten. Da wird mitunter vereinfacht und verkürzt, da verfallen Medien in Schwarz-Weiß-Denken und zeigen eine Welt der Schablonen, statt ihre vielfältigen Abstufungen und Schattierungen zu präsentieren.

Doch Schwarz-Weiß scheint der Vergangenheit anzugehören, zumindest, was die Fotos betrifft. Am 27. April 1961 erschien das erste Farbfoto in einer deutschen Tageszeitung: Das *Hamburger Abendblatt* zeigte auf der Titelseite eine Torszene vom Fußballspiel HSV gegen Barcelona – aufgenommen und gedruckt in Farbe! Der Verleger Axel Springer hatte eigens eine neue Druckmaschine aus den USA importieren lassen. Ab 1967 gab es auch buntes Fernsehen, wenngleich nicht jeder sofort ein entsprechendes Empfangsgerät zu Hause hatte.

Heute flimmert es grell auf allen Bildschirmen, sodass wir es schon wieder als angenehm empfinden, wenn ein Fotograf oder Filmemacher seine Bilder auf dezentes Schwarz-Weiß reduziert. In einer überreizten Welt schärft dieses Stilmittel unsere Wahrnehmung, lenkt den Blick auf Details, die ansonsten leicht übersehen würden – davon berichtet auch der Fotograf Andy Spyra in dieser Ausgabe (ab Seite 16). Es verwundert daher nicht, dass die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* lange gezögert hat, ehe sie farbige Fotos ins Blatt nahm – vor sechs Jahren schmückte zum ersten Mal ein Farbfoto ihre Titelseite.

Schwarz und Weiß – das ist der Kontrast schlechthin. Ein harter Gegensatz, aber auch ein Stilmittel, in dem anregende Spannung steckt, wie in jedem Kontrast. Ein Stilmittel, das Text

und Bild nutzen. Journalismus lebt auch davon, Gegensätze aufzuzeigen, plakativ auf Missstände hinzuweisen. Journalismus hat die Aufgabe, Komplexität zu reduzieren. Journalismus muss auswählen und gewichten, doch dabei schafft er im besten Fall auch Tiefenschärfe und richtet den Blick aufs Wesentliche.

Diese Ausgabe von *Einsteins* beleuchtet das Thema Schwarz-Weiß in vielen Schattierungen. Die Autorinnen und

Autoren haben ein Semester lang recherchiert, fotografiert, diskutiert, geschrieben und präsentieren Ihnen nun die Vielfalt, die sie entdeckt haben. Haben Sie gewusst, dass es Menschen gibt, die nur eine schwarz-weiße Welt wahrnehmen können, weil ihnen eine Krankheit die Fähigkeit zum Farbsehen raubt (S. 10)?

Den einzigen Pinguinforscher in Deutschland hat *Einsteins* getroffen und erfahren, dass die berühmtesten Frackträger des Tierreichs manchmal als Punks in Erscheinung treten (S. 82). Rassismus

ist ein Thema, das viele Fallstricke bietet und in unserem Alltag ständig neu bedacht werden muss – das lernte jenes Reporter-Team, das Experten zu einem Streitgespräch lud (S. 46). Welche Konsequenzen es haben kann, wenn Eltern ein Kind mit anderer Hautfarbe adoptieren, haben unsere Autoren recherchiert (S. 54). Und noch ein Thema mit Licht und Schatten: *Einsteins*-Redakteure haben erkundet, wie gefährlich die permanente künstliche Beleuchtung unserer nächtlichen Welt ist (S. 74).

Das ist nur eine kleine Auswahl von Geschichten, die Sie in diesem Magazin finden. Wir hoffen, dass es uns gelungen ist die Spannung des Kontrastes Schwarz-Weiß herauszuarbeiten und wünschen viel Spaß beim Lesen!

Friederike Herrmann und Christian Klenk

P. S.: Wie immer können Sie *Einsteins* crossmedial erleben. Uns gibt es auch als Fernsehsendung und im Internet – und das sogar in Farbe!



Foto: Viola Bernlocher

Einsteins-Herausgeberin Friederike Herrmann und Chefredakteur Christian Klenk



10 Farbenblindheit: Für Kimi ist sein Pulli so grau wie das Trampolin. Er kann keine Farben sehen.

42 Vinyl: Schallplatten waren totgesagt. Doch Liebhaber schätzen White Label-Pressungen.

SEHEN

HÖREN

FÜHLEN

- 06 **Ein inszenierter Augenblick**
Zwei Legenden der Fotografie setzen sich in Szene
- 08 **Zum Thema**
Über Wirkung und Bedeutung der beiden Nicht-Farben
- 10 **Die ganze Welt in Schwarz-Weiß**
Achromaten sehen keine Farben: Betroffene erzählen ihre Geschichte
- 16 **Das Objektiv als Legitimation**
Der Fotograf Andy Spyra spricht über seine Arbeit in Kriegsgebieten
- 23 **High-Tech im Retro-Look**
Die neue Leica Monochrom überzeugt im Test
- 24 **Mit Händen und Füßen**
Der gehörlose Pantomime Josef Kreutzer will wachrütteln

- 38 **Die Bibelwerfer**
Kaum bekannt: White Metal
- 39 **„Klingt nach Strand“**
Drei Neulinge testen Ska-Musik
- 42 **Ein Quantum Nostalgie**
Vinyl wieder im Trend?
- 45 **Klingt gut**
Vom King of Pop bis Noir Desir

- 46 **Alltagsrassismus in Deutschland**
Eine Diskussion
- 52 **Rebellen auf dem Vormarsch**
Multikulturelle Comedy aus NRW
- 53 **Tödlicher Aberglaube**
Jagd auf Albinos in Afrika
- 54 **Mein Kind aus der Fremde**
Zwei Welten, eine Familie

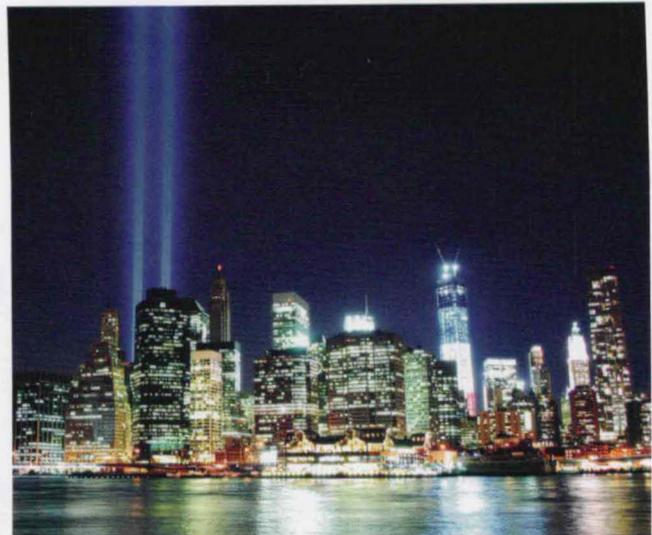


Das gedruckte Magazin ist nicht alles: Unsere Reporterteams haben viele Themen auch für Einsteins-TV und online aufbereitet. Wer Lust auf mehr Schwarz-Weiß hat, sollte unsere Website besuchen. Dort gibt es das ganze Fernsehmagazin und alle Internetprojekte.
www.einsteins-magazin.de/2013

Foto: Christian Klenk



54 Adoption: Ein Kind aus dem Ausland ist häufig Herzenswunsch und Herausforderung zugleich.



70 Lichtverschmutzung: Zu viel Licht macht die Nacht zum Tag und das bereitet Probleme.

WISSEN

- 66 **Kamele und Kolumbus**
Salz und Pfeffer erzählen ihre Geschichte
- 68 **Ja, ich will!**
Hochzeitsmode rund um die Welt
- 70 **Das Sterben der Sterne**
Künstliches Licht verschmutzt die Nacht
- 78 **Punks und Frackträger**
Der Pinguinforscher Klemens Pütz kennt sie alle
- 82 **Schon gewusst?**
Schwarze und weiße Magie, Schnee von gestern, Röntgen in Zahlen
- 84 **Auf Ballhöhe**
Verschieden wie Schwarz und Weiß: Die Fußbälle Telstar und Jabulani

LEBEN

- 28 **Kontrast zieht an**
Zwei Nachwuchs-Designerinnen stellen ihre Kollektionen vor
 - 36 **Ein tolles Team**
Unsere Lieblingsstücke in Schwarz-Weiß
 - 61 **Essen ohne Farben**
Rezepte für ein stilvolles Dinner for Two
 - 85 **Alles nur geklaut?**
Filmlegenden klagen den neuen Bond-Film an
-
- 03 Editorial
 - 86 Impressum
 - 86 Leserbrief

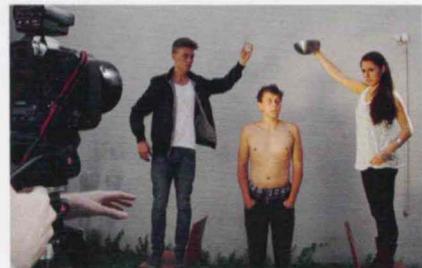


Foto: Viola Bernlocher

Unser Titelbild

Das Foto der Titelseite ist jedes Jahr eine Herzensangelegenheit für das ganze Team. Es wird gerungen und gestritten. Doch diesmal: Keine Gegenstimme, alle Mitglieder der Printredaktion wollten unser Foto-Model Lauritz auf dem Cover von Einsteins sehen. Auf dem Weg zur schwarz-weißen Schweinerei des Titelbilds musste Lauritz einige kalte Duschen aushalten. Im Hof unseres Redaktionsgebäudes bespritzten wir ihn immer wieder mit Schwarz und Weiß. Schnell war klar: Das ist es!



Impressionen vom Foto-shooting gibt es auch online
einsteins-magazin.de/2013/?p=1319

Foto: Hermann Landshoff, Berlinische Galerie; Bildrechte: Münchner Stadtmuseum, Sammlung Fotografie, Archiv Landshoff





Ein inszenierter Augenblick

Eine schwarz-weiße Aufnahme, entstanden in den *Vogue*-Studios in Paris, 1936. Vor der Kamera: Zwei der berühmtesten Fotografen der damaligen Zeit. Die Konstellation ist merkwürdig: Erich Salomon fotografiert Cecil Beaton dabei, wie dieser ein Model ablichtet – gleichzeitig werden alle drei von Herman Landshoff fotografiert. Eine dreifache Spiegelung, eine bewusste Selbstinszenierung der Fotografie, die spannend und befremdlich zugleich wirkt.

Auch heute, da die technischen Möglichkeiten der Digitalfotografie so ausgereift sind, wie es sich die drei Herren sicher nie hätten träumen lassen, gibt es sie noch: Die Schwarz-Weiß-Fotografie. Woher kommt diese Faszination für die beiden Extreme der Farbskala, für die „Nicht-

Farben“? Vielleicht ist es ihr Purismus, die Dramatik der radikalen Schlichtheit, die uns inmitten der grellbunten, digitalglitzernden Opulenz des 21. Jahrhunderts wieder anzieht und berührt.

Die historische Wirklichkeit sah für die abgebildeten Personen übrigens höchst unterschiedlich aus: Während Cecil Beaton ein Jahr später als Hoffotograf der Queen Karriere machte, emigrierte der heute relativ unbekanntere Herman Landshoff in die USA. Der jüdische Fotograf Erich Salomon hingegen machte sich als Bildjournalist mit spektakulären Fotoreportagen einen Namen – bis er acht Jahre nach dem Entstehen dieser Fotografie in Auschwitz ermordet wurde. Was bleibt, ist ein Augenblick – festgehalten in Schwarz-Weiß.

Maria Birkmeir

... heißen



Alice Schwarzer

Geboren am 3. Dezember 1942 in Wuppertal. Studierte Soziologie und Psychologie in Paris. Ab 1970 Engagement in der Frauenbewegung. 1977 gründete sie die „weltweit einzige unabhängige feministische Publikumszeitschrift“ EMMA.



Roberto Blanco

Geboren am 7. Juni 1937 in Tunesien. Wuchs in Beirut und Madrid auf. Studierte Medizin. Gesangsausbildung bei Weltstar Josephine Baker. Landete mit „Ein bisschen Spaß muss sein“ 1972 seinen wohl größten Hit. Ein weiterer Titel von ihm heißt „Ob schwarz, ob weiß“.

... sprechen

Schwarz und weiß können ganz schön gefährlich sein: Die Pest nennen wir auch den „**Schwarzen Tod**“ wegen der dunklen Flecken, die den Körper eines Pestkranken bedecken. Heute ist aber eher der „**Weißer Tod**“ eine Gefahr – das Erstickten unter einer Schneelawine.

Das „**schwarze Schaf**“ hat seinen Ursprung in der Bibel: „Ich will heute durch alle deine Herden gehen und aussondern alle gefleckten und bunten Schafe und alle schwarzen Schafe“ (1. Mose 30, 32). Wer aus der Masse durch seine andere Art heraussticht, wird aber auch „**weißer Rabe**“ genannt. Die Bezeichnung geht zurück auf eine Stelle in den „Satiren“ des römischen Schriftstellers Juvenal.

Die Wenigsten wissen, dass die Wendung „**Da steht es schwarz auf weiß**“ erst durch ein Zitat aus Goethes „Faust“ allgemein bekannt wurde. Da heißt es nämlich: „Denn, was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.“

Schwarz

„Die Welt ist wie Yin und Yang“

Prof. Dr. Harald Braem, Leiter des von ihm gegründeten Instituts für Farbpsychologie, erklärt den besonderen Kontrast von Schwarz-Weiß und welche Wirkung die Nicht-Farben auf uns haben.

Was macht die Kombination aus Schwarz und Weiß so besonders?

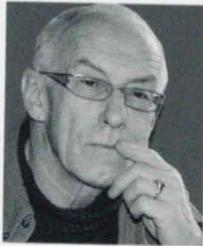
Das ist der stärkste Kontrast, den es geben kann, und ein scharfer Gegensatz – wie bei Tag und Nacht oder Leben und Tod. Das sind Bilder, die der Mensch seit Millionen Jahren kennt. Auch an den Moralvorstellungen und Zuordnungen einer Gesellschaft können wir das erkennen, zum Beispiel „das Licht am Ende des Tunnels“. Solche Metaphern prägen uns auch heute noch und steuern uns wie eine alte Programmdiskette. Dazwischen liegen viele Spannungsfelder.

Wofür stehen die einzelnen Farben?

Schwarz ist eine dominante und mächtige Farbe. Es zieht den Blick an und macht schlank, kann aber auch leicht erschrecken. Denn durch diese Protestfarbe grenzt man sich ab, so wie die Gothics. Schwarz ist das Schwerste überhaupt, doppelt so schwer wie Weiß. Viele Diätprodukte sind deswegen in hellen Farben design. Weiß löst Assoziationen wie die totale Reinheit und das pure Licht aus. Es macht jung und will helfen, nicht kämpfen. Psychologisch gesehen ist Weiß wie Schneewittchen: naiv, frei und unschuldig. Da sind, im Gegensatz zu Schwarz, weder Sex noch Erotik im Spiel.

Weiß ...

... zeigen



Warum setzen Designer immer wieder auf diesen Kontrast?

Das Weiße unterstreicht die Form und macht sie besser erkennbar. Bei Schwarz zieht

sich alles zusammen. Dieser ganz klare Kontrast ist ein bombastischer Auftritt, das sieht man auch an Designern wie Karl Lagerfeld. Schwarze Kleidung und weiße Haare sind sein Markenzeichen. Dadurch wirkt er älter, seriös und mächtig. Auch viele Manager wählen diese Kombination. In einer bunten Welt sticht das heraus.

Wenn ich meine Wohnung in Schwarz-Weiß einrichte oder mich in dieser Kombination kleide, was sagt das über mich aus?

Wer auf schwarz-weißes Design setzt und über 20 Jahre ist, gehört zur neuen Sachlichkeit. Solche Menschen haben eine klare, kühle Lebensplanung, die auch oft zum Erfolg führt. Sie spinnen nicht herum. Trotzdem ist es sehr erfrischend, weil es eine stabile Sache ist. Das zeigt sich wiederum im Design von Kleidung, Möbeln und Autos, denn Schwarz-Weiß ist glaubwürdig. Eine große emotionale Aussage wird dabei aber nicht transportiert.

Wenn Sie die Wahl hätten, welche der beiden Farben würden Sie aussuchen?

Das geht nicht. Die Welt ist wie Yin und Yang. Ohne Schwarz ist Weiß nicht da und anders herum. Das ist das ganze Geheimnis. Das Eine bedingt das Andere.

Das Interview führte Sarah Rottmair.

Yin und Yang

Das Symbol findet sich in vereinfachter Form erstmals bei den Kelten und Römern. In China tritt das Zeichen erst im 11. Jahrhundert nach Christus als Symbol für die Philosophie des Daoismus in Erscheinung. Yin und Yang sind zwei polare Kräfte – einander entgegengesetzt und dennoch untrennbar miteinander verbunden, so wie der Tag und die Nacht. Das schwarze Yin steht für Dunkelheit, Kälte und das Weibliche. Das weiße Yang für Helligkeit, Wärme und Männlichkeit.



Piratenflagge

Die Piratenflagge, wie wir sie heute kennen, wurde erstmals um 1700 verwendet. Sie wurde erst kurz vor dem Angriff gehisst, um den Opfern Angst zu machen und zu zeigen, dass die Piraten dem Tod ins Gesicht lachen. Darum wurde auch der Totenschädel als Symbol gewählt. Er ließ sich am einfachsten mit einem weißen Laken und schwarzem Teer herstellen.

Zebrastrreifen

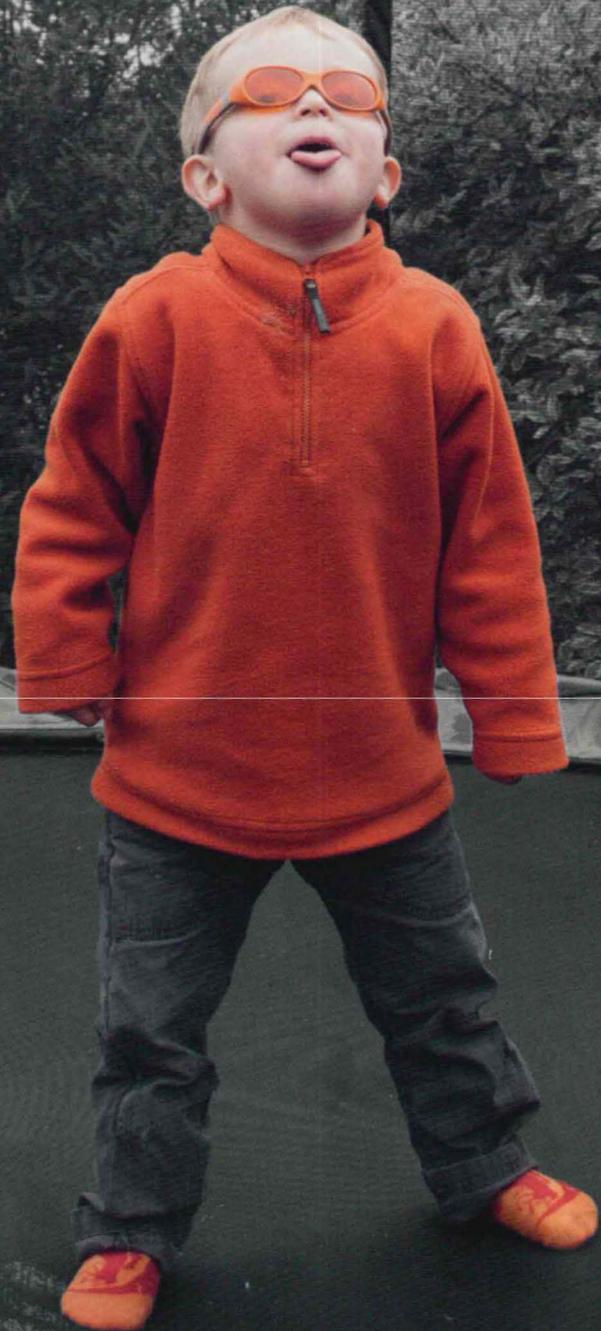
Dickstrichkette“, so hieß der Zebrastrifen früher amtlich. Mittlerweile nennen ihn die Beamten schon liebevoll „Fußgängerüberweg“. Schon im alten Rom gab es den Zebrastrifen, damals bestand er aber aus länglichen Pflastersteinen. Die Wagenlenker mussten abbremsen, um passend durch die Lücken zu fahren. Der bekannteste und unter Denkmalschutz stehende Zebrastrifen ist der in der Abbey Road in London. Auf dem gleichnamigen Album der Beatles überqueren die vier Pilzköpfe den Streifen.



QR-Code

QR steht für „Quick-Response“, also schnelle Antwort. Entwickelt hat diesen Code die japanische Firma *Denso Wave* im Jahre 1994. Mit einer passenden App auf dem Smartphone, zum Beispiel *Scanlife*, lässt sich so auf weitere Informationen im Netz verweisen. Mit diesem Code hier geht es direkt auf www.einsteins-magazin.de/2013.

Fotos: Manuel Strehl;
Petra Dutiné;
Management Roberto Blanco;
www.bettinaflitner.de



Kimi sieht die Welt
schwarz-weiß. Er hat
Achromatopsie.

Die ganze Welt in Schwarz-Weiß

Achromaten sehen aufgrund eines seltenen Gendefekts keine Farben. Sie sind schon bei Tageslicht geblendet und sehen nur auf sehr kurze Distanz scharf. Drei Betroffene erzählen.

Protokolle und Fotos **Martin Schön** und **Lisa Wolf**
Interview **Lisa Wolf**



Die spezielle Kantenfilter-Brille hilft Kimi, draußen weniger geblendet zu sein. Seit er sie hat, spielt er wieder gerne im Garten.

„Mama, welche Farbe hat der Becher?“

Dass mit Kimi etwas nicht stimmt, habe ich gemerkt, als er etwa acht Wochen alt war. Da haben seine Augen angefangen zu zittern, das nennt man einen Nystagmus. Der kann sehr viele Ursachen haben, manchmal verschwindet er von selbst. Es kann aber auch eine ernste Erkrankung dahinter stecken.

Gleichzeitig ist mir damals aufgefallen, dass er im Dunkeln quasi alles gesehen hat, also zum Beispiel meinen Finger verfolgt hat. Bei Tageslicht war er dagegen fast blind.

Wir waren dann in verschiedenen Kliniken, um die Ursache zu finden. Die haben alle möglichen Tests mit Kimi gemacht, das war ein Wechselbad der Gefühle: Immer die Hoffnung, dass es was Harmloses ist, aber auch die Angst, es könnte was Schlimmes sein. Panik hat sich zwischendurch immer wieder breit gemacht. Aber schlussendlich bekamen wir eine schwammige Aussage: Er wird wohl nicht viel sehen, nicht so viel wie andere, aber noch genug.

Auf die Krankheit Achromatopsie sind wir dann erst über die Frühförderung für Sehbehinderte gekommen. Die haben ihn einmal testweise eine Brille mit Kantenfilter aufsetzen lassen und er hat sofort die Augen aufgerissen und mal wirklich geguckt. Die Brille mildert die

starke Blendempfindlichkeit und verstärkt Kontraste für Kimi. Die endgültige Diagnose Achromatopsie haben wir seit März dieses Jahres. Kimi ist jetzt drei Jahre alt. Endlich zu wissen, was er hat, ist eine große Erleichterung.

Er hat zwei spezielle Brillen, damit er weniger geblendet wird. Die korrigie-

„Ich sehe mehr Kimis Stärken als seine Defizite. Du weißt ja nie, was mit ihm passiert.“

ren auch seine Weitsichtigkeit und seine Hornhautverkrümmung. Trotzdem sieht er wie alle Achromaten sehr unscharf. Wenn ich ihn nicht anspreche, erkennt er zum Beispiel nicht, ob ich oder eine fremde Frau in der Tür steht. Mit der Brille geht er richtig gerne raus, fährt Laufrad, geht in den Garten, wir lassen ihn alles machen. Zusammen mit seinem Bruder Mats ist er in einer normalen Kita und kommt gut zurecht.

Probleme hat er vor allem in fremden Umgebungen. Da ist er sehr vorsichtig und tastet sich zum Beispiel ganz langsam Treppen herunter, weil er nicht räumlich sehen kann. Er erkennt also nicht wie tief die Stufe ist oder ob da überhaupt eine Stufe ist. Natürlich habe ich Angst, wie es

weitergeht, wenn er irgendwann in einem Alter ist, in dem er sich selbstständig fortbewegen kann.

Ich glaube nicht, dass er weiß, dass er keine Farben sehen kann. Er fragt zurzeit aber oft von sich aus: „Mama, welche Farbe hat der Becher?“ Und ich sage bewusst zu ihm, dass das Blau ist oder Orange. Ich stelle mir vor, dass er, auch wenn er wahrscheinlich nur Graustufen sehen kann, vielleicht irgendwann dieser einen bestimmten Graustufe die Farbe Orange zuordnen kann.

Ich sehe mehr seine Stärken als seine Defizite. Und du weißt ja nie was mit deinem Kind passiert. Ich will einfach, dass er gesund bleibt.

Petra Brückner, 38

lebt zusammen mit ihrem Ehemann Marc (39) und den Söhnen Kimi (3) und Mats (4) in Harsdorf bei Bayreuth. Sie ist Sozialpädagogin und arbeitet im Sozialdienst im Krankenhaus. Sie hält Kimi für sehr musikalisch und besonders einfühlsam. Kimi wird seinen Weg machen, da ist sich Petra Brückner sicher.

„Vielleicht sind Farben wie Musik“

Ich weiß nicht, wann genau Achromatopsie bei mir entdeckt wurde. Das wurde wahrscheinlich schon untersucht, als ich noch ein Baby war. Mir war schon immer bewusst, dass ich das habe.

Ich war auf einer speziellen Schule für Sehbehinderte. Die war wie ein geschützter Raum, weil alle dort ein ähnliches Handicap hatten. Als ich später ins Berufsleben musste, war das sehr schwierig für mich. In der Schule war alles für mich eingerichtet und dann kam ich ins normale Leben und habe gemerkt: Da ist ja alles ganz anders.

Schon früh hat mich das Thema IT fasziniert. Als ich mit der Schule fertig war, gab es aber dieses Denken, dass Menschen mit Sehbehinderung nur bestimmte Berufe ausüben können. Deswegen habe ich, auch auf Geheiß des Arbeitsamts, eine kaufmännische Ausbildung gemacht. Trotzdem waren meine Träume immer unabhängig von dem Handicap.

Zwei Jahre nach der Ausbildung wurde ich entlassen. Ich vermute, das hatte finanzielle Gründe, denn die Förderung für das Beschäftigen eines Behinderten ist zu diesem Zeitpunkt ausgelaufen.

Während meiner Ausbildung habe ich schon angefangen, nebenberuflich einen Verlag für Comics und Kurzromane zu betreiben. Ich habe dafür sogar selbst Cover gelayoutet, einfach nach Gefühl und mit ein bisschen Farbenlehre, obwohl ich Farben gar nicht kenne. Und der Witz ist: Meistens hat es farblich zusammengepasst.

Patrick Gabler, 29

arbeitet im Kundenservice einer Online-Singlebörse. Er ist alleinstehend und lebt in München. Bereits sein Großvater war Achromat, daher wusste seine Mutter früh von seiner Krankheit. Fünf Jahre lang hat er nebenberuflich den Comicverlag *Experienze* betrieben. Seit 2010 ist er Mitglied bei den Grünen.

Der Verlag lief ganz gut als Zubrot, aber nicht so, dass man allein davon leben konnte. Irgendwann kam dann der Punkt an dem ich Hartz IV beantragen musste. Das ging zwei Jahre so. Es war eine trostlose Zeit. Dass ich nirgends genommen wurde, kann viele Gründe haben. Immer wieder war bei Vorstellungsgesprächen aber meine Sehschwäche ein Thema und es hieß: „Ich sehe da Probleme mit Ihren Augen.“

„Du kannst alles erreichen“, war mit Anfang 20 mein Denken. Später, als ich dann Hartz IV beantragen musste, dachte ich, oh oh, es geht alles gar nicht so einfach. Ich will aber wieder zurück zu meinem selbstbewussten Denken. Dein Handicap ist dann kein Problem mehr, wenn irgendwas wichtiger wird als das.

In der Zeit, in der ich keine Arbeit hatte, bin ich politisch aktiver geworden. Ich könnte mir durchaus vorstellen irgendwann einmal in die Politik zu gehen. Ich bin der Meinung, dass sich das Bildungssystem generell ändern müsste und zwar so, dass alle Menschen wirklich die gleichen Chancen bekommen. Wenn jemand ein Talent hat, sollte das auch gefördert werden.

Mein größtes Problem ist die Blendempfindlichkeit. Dass ich keine Farben sehe, vergesse ich häufig. Vielleicht sind Farben wie Musik. Wenn ich jetzt plötzlich taub werden würde und nie wieder Musik hören könnte, wäre das für mich die Hölle. Aber wenn ich nie Musik gehört hätte, wär's vielleicht auch nicht so schlimm.

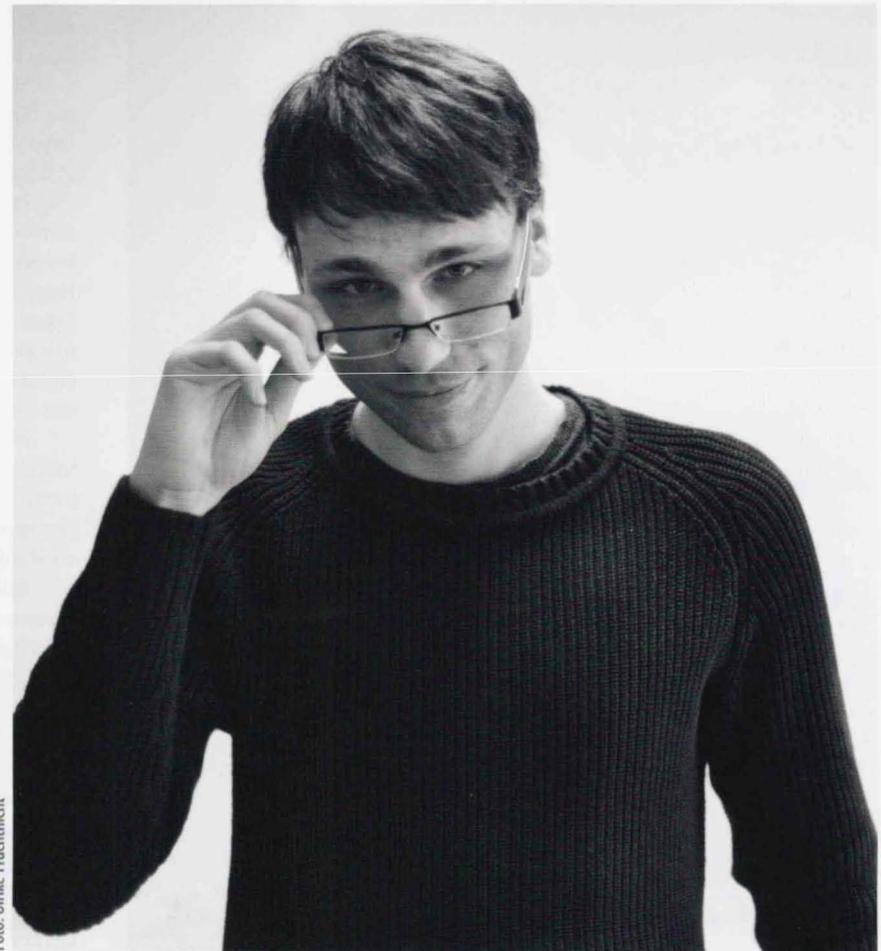
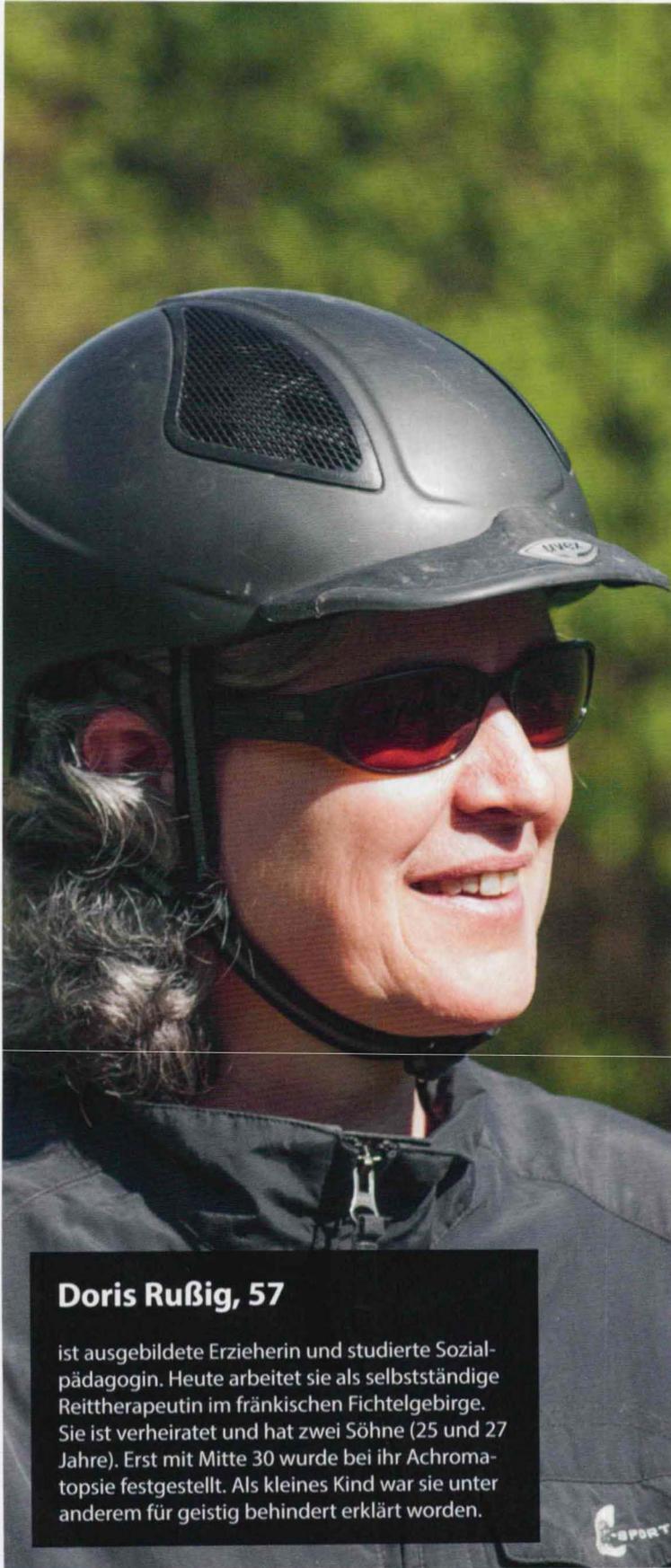


Foto: Ulrike Früchtnicht



Doris Rußig, 57

ist ausgebildete Erzieherin und studierte Sozialpädagogin. Heute arbeitet sie als selbstständige Reittherapeutin im fränkischen Fichtelgebirge. Sie ist verheiratet und hat zwei Söhne (25 und 27 Jahre). Erst mit Mitte 30 wurde bei ihr Achromatopsie festgestellt. Als kleines Kind war sie unter anderem für geistig behindert erklärt worden.

„Farben stelle ich mir total chaotisch vor“

Farbenblindheit wurde bei mir im Kindergartenalter festgestellt. Die eigentliche Diagnose Achromatopsie habe ich aber erst mit Mitte 30 bekommen.

Mein Mann Harald und ich haben zwei Söhne, beide sehen normal, sind aber Erbträger. Das heißt, ich könnte Enkelkinder mit Achromatopsie haben. Man wusste früher nicht, dass das eine Erbkrankheit ist. Das habe ich erst erfahren, als ich die Jungs schon hatte. Ich glaube nicht, dass ich Kinder bekommen hätte, wenn ich das vorher gewusst hätte. Trotzdem bin ich sehr froh, Kinder zu haben.

Als die beiden noch klein waren, fand ich vieles schwierig. In der Stadt mussten sie ganz oft an der Hand gehen, damit ich sie überhaupt beaufsichtigen konnte. Für mich war das immer sehr bedauerlich, weil ich das Gefühl hatte, die schönen Sachen machen wir nur, wenn der Papa zuhause ist, weil wir dazu ein Auto brauchten.

Wir wohnen in einem kleinen Dorf. Hier kennt mich jeder. Hier wissen alle, dass ich schlechte Augen habe und sie nicht erkenne. Sie wissen, dass sie zuerst grüßen müssen und dass ich nicht hochnäsig bin.

Im Alltag hilft mir mein Hund Milo. Er zeigt mir zum Beispiel, wo ich meine Brille mal wieder hingelegt habe. Bei großen Gebäuden hilft er mir Eingänge zu finden oder Glastüren im Museum. Ganz selten nehme ich beim Zugfahren aber doch mal einen weißen Stock in die Hand, weil man dann einfach rascher Hilfe kriegt und nicht dauernd erklären muss, warum man jetzt so dumm fragt.

Besonders schön ist für mich alles in der Dämmerung, wenn ich entspannt gucken kann. Trotz meiner Kantenfilterbrille muss ich oft die Augen zusammenkneifen und das strengt unheimlich an. Da wird man sehr müde und will ins Finstere.

Selbst wenn man die Achromatopsie heilen könnte – ich würde mich trotzdem nicht behandeln lassen. Ich stelle mir die Welt mit Farben sehr chaotisch und durcheinander vor. So als würde man ganze Massen von Eindrücken über sich geschüttet bekommen. Ich müsste das ja auch alles erst lernen. Ich habe immer so gesehen, wie ich jetzt sehe und komme damit zurecht.



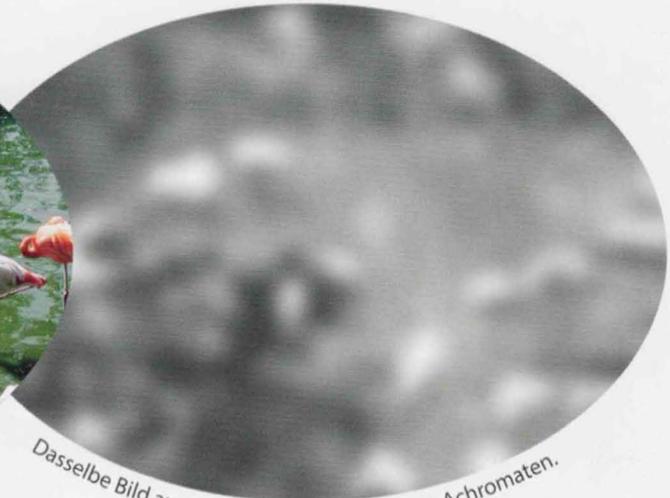
Doris Alltag im Film und der Kleiderschrank eines Achromaten als Spiel
einsteins-magazin.de/2013/?p=938

Völlig farbenblind

In Deutschland gibt es etwa 3000 Achromaten. Sie sehen keine Farben, sind sehr blendempfindlich und haben eine geringe Sehschärfe. Bernd Wissinger forscht seit über 15 Jahren zu der Krankheit.



Sicht eines gesunden Menschen.



Dasselbe Bild aus der simulierten Sicht eines Achromaten.

Was sind die Ursachen von Achromatopsie?

Achromatopsie ist eine Erbkrankheit. Nur in sehr seltenen Fällen wird sie durch Gehirnschädigungen ausgelöst. Die Krankheit wird rezessiv vererbt, das heißt, beide Eltern sind gesund, tragen aber den Gendefekt in sich. Achromatopsie tritt erst dann auf, wenn ein Kind von beiden Eltern den Gendefekt erbt. Dafür besteht eine 25-prozentige Wahrscheinlichkeit. Insgesamt sind bisher fünf verschiedene Gene bekannt, die Achromatopsie auslösen können.

Welche Symptome treten auf?

Achromaten besitzen keine Farbwahrnehmung, sie nehmen die Welt in verschiedenen Graustufen wahr. Dazu kommt eine starke Blendempfindlichkeit und sehr geringe Sehschärfe von etwa zehn Prozent.

Warum können Achromaten keine Farben wahrnehmen?

Normalsichtige Menschen besitzen drei Typen von Zapfen-Sehzellen: Blau-, Grün- und Rotzapfen. Zusammen ermöglichen sie Farbensehen. Achromaten besitzen in ihrer Netzhaut entweder keine oder funktionslose Zapfen. Sie müssen daher auch tagsüber auf die Stäbchen-Sehzellen zurückgreifen, mit denen allein man keine Farben wahrnehmen kann. Die Stäbchen sind außerdem besonders lichtempfindlich, um

auch bei geringem Licht, zum Beispiel in der Dämmerung, sehen zu können. Daher sind Achromaten gegenüber Tageslicht besonders empfindlich und rasch geblendet. Da mit Stäbchen kein scharfes Sehen möglich ist, liegt die Sehschärfe bei nur etwa zehn Prozent.



Prof. Dr. Bernd Wissinger forscht seit Mitte der 90er Jahre zusammen mit Susanne Kohl in Tübingen an Achromatopsie. 1998 entdeckten sie das erste Gen, das für Achromatopsie verantwortlich sein kann. Tübingen gilt inzwischen als internationales Referenzzentrum für Achromatopsie.

Wie kann die Krankheit behandelt werden?

Die größte Hilfe im Alltag ist eine Kantenfilter-Brille. Sie filtert bestimmte Lichtanteile heraus, sodass das Licht weniger blendet. Die geringe Sehschärfe kann man aber mit keiner Brille verbessern. Die Ursache von Achromatopsie kann zurzeit noch nicht behandelt werden.

Wie ist der Stand der Forschung? Wird man Achromatopsie eines Tages heilen können?

Nach unseren Erkenntnissen ist vor allem die Anwendung einer Gentherapie vielversprechend. Dabei werden bestimmte Viren ins Auge injiziert, die keine krankmachende Wirkung mehr besitzen, dafür aber die fehlende Geninformation in den Zapfen wiederherstellen. Im Tierversuch konnten so Mäuse mit entsprechendem Gendefekt erfolgreich behandelt werden. Etwa 2015 planen wir eine erste klinische Studie zur Therapie von Achromatopsie bei Menschen zu beginnen.

Mitarbeit: Elisabeth Koblitz und Isabel Hahn



„Das Objektiv ist

Andy Spyra fotografiert Menschen an der Peripherie des Krieges.

Interview **Paul Middelhoff** und **Andreas Holzapfel**
Fotos **Andy Spyra**



meine Legitimation“

Ein Gespräch über Verantwortung, Schönheit im Elend und Kriegspornografie.

Das Foto zeigt die aufgebahrten Särge der Opfer des Völkermordes in Srebrenica. Spyra fotografierte sie 2010 in der bosnischen Stadt Potocari.

Der syrische Bürgerkrieg kostete bereits weit über 100 000 Menschenleben. Wieso sind Sie nicht dort?

Natürlich zieht es mich nach Syrien. Ich kenne genug Leute, die dort sind und es ist auch möglich, da hinzugehen. Aber das Risiko ist natürlich höher, als wenn ich anderswo fotografiere. Ich habe mittlerweile Familie und trage Verantwortung – das spielt auch eine Rolle bei meiner Arbeit. Aber es bleibt dabei: Ich würde gerne hinfliegen. Dafür müsste ich mir aber ganz sicher sein, dass ich mich sicher bewegen und arbeiten kann.

Wann wäre das Risiko in Syrien für Sie nicht mehr überschaubar?

Wenn ich in Aleppo bin und dort im Kugelhagel zwischen Rebellen und Armee stehe – das brauche ich einfach nicht.

Gibt es Gebiete, die Sie kategorisch ausschließen?

Nein, ich bin da offen. Es gibt Regionen, die finde ich spannender als andere. Regionen, die ich immer schon bereisen wollte. Ich schließe Gebiete aus, in denen das Risiko für mich unkalkulierbar ist. Wenn ich mehr mit meiner eigenen Sicherheit als mit dem Fotografieren beschäftigt bin, ist die Region keine Reise wert.

Sie sagen, Syrien sei zu gefährlich, begeben sich aber trotzdem in andere gefährliche Situationen. Wo liegt da die Grenze?

Das ist subjektiv. In diesen Regionen variiert die Sicherheit innerhalb von wenigen Kilometern. Ich verlasse mich dabei auch auf die Aussage von Kollegen vor Ort. Bei meiner Arbeit im Irak habe ich die gleichen Erfahrungen gemacht: Dort habe ich mich im Norden des Landes aufgehalten, aber je weiter ich in den Süden kam, desto näher kam ich dem Bürgerkrieg. Man muss abwägen: Fahr ich in das Dorf, fahr ich noch ins nächste? Irgendwann reicht es und weiter gehe ich nicht.

Motiviert Sie der Gedanke, dass Sie noch drastischere Bilder machen könnten, wenn Sie noch näher am Geschehen wären?

Das gilt vielleicht für Kriegsfotografen, aber ich bin kein Kriegsfotograf. Ich werde zwar immer in diese Schublade geschoben, aber ich habe ein anderes Bild von mir. Ich kenne einige Kriegsphotogra-

Foto: Paul Middelhoff



Andy Spyra

Kaschmir, Kairo und Srebrenica sind Krisengebiete – und der Arbeitsplatz des Fotojournalisten Andy Spyra. Doch statt im Schützengraben schießende Soldaten zu fotografieren, nimmt Spyra Menschen am Rande des Krieges in den Blick. Spyra fotografiert ausschließlich in Schwarz-Weiß. Es sei denn, seine Auftraggeber wie das *Time Magazine*, *Geo*, *Stern*, *FAZ*, *Zeit* oder *Amnesty International* bitten ihn um Farbbilder. Das tun sie aber nur selten. Denn Spyras schwarz-weiße Fotografie ist preisgekrönt: Als erster Deutscher und erster Student überhaupt gewann er den *Getty Images Grant for Editorial Photography* im Jahr 2009.

Während Spyra wegen schlechter Schulnoten auf einen Studienplatz in Deutschland wartete, reiste er durch Mittelamerika und Südostasien. Dabei entdeckte er seine Leidenschaft für die Fotografie. Gepackt von der Lust am Bild absolvierte er, zurück in Deutschland, ein Praktikum in einer kleinen Lokalredaktion. Dort entschloss er sich, die Fotografie zu seinem Beruf zu machen. Er arbeitete ein Jahr lang als freier Fotograf, bevor er im Jahr 2007 das Studium für Bildjournalismus an der Fachhochschule Hannover begann. Spyra ist Vater von zwei kleinen Kindern.

fen und die machen etwas völlig anderes als ich.

Als was würden Sie sich selbst bezeichnen?

Fotograf, Punkt. Als Mensch vor allem, das ist mir auch ganz wichtig. Ich sehe mich selbst in dieser Reihenfolge: Mensch, Fotograf, Journalist – in diese Richtung arbeite ich auch. Ich würde auch auf ein Bild verzichten, wenn es mir menschlich angemessener erscheinen würde.

Unterscheidet Sie das vom typischen Kriegsfotografen?

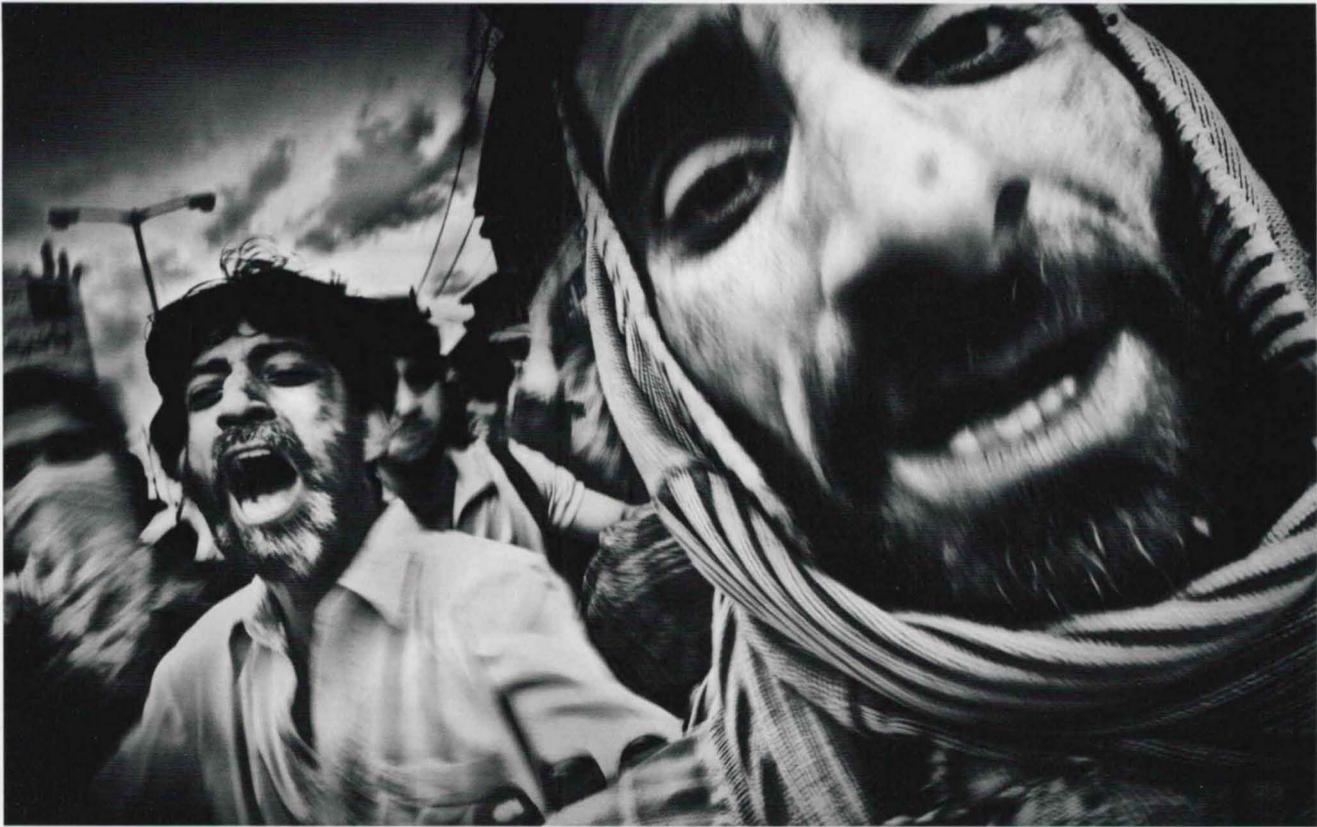
Das weiß ich nicht. Es gibt vielleicht auch nicht den Kriegsfotografen. Das sind alles Millionen Individuen, die dort arbeiten. Es ist wohl einfach ein Typ Mensch, der so etwas machen kann und ich gehöre scheinbar nicht dazu. Ich war auch noch nie im Kriegsgebiet, sondern befinde mich immer an der Peripherie des Krieges: Manchmal 20 Jahre danach, manchmal an der Grenze zu einem aktuellen Krieg – aber ich bin nie mittendrin.

Fast alle Ihre Bilder sind schwarz-weiß. Warum?

Schwarz-Weiß ist meine Sichtweise auf die Welt. Wenn ich durch den Sucher schaue, sehe ich Strukturen, Formen, Licht, Schatten – so etwas nehme ich wahr. Farben dringen nicht in mein Bewusstsein vor, wenn ich fotografiere. Schwarz-Weiß macht es abstrakter, auch zeitloser und hebt die Bilder für mich auf eine andere Ebene. Weg von dieser aktuellen Zeitgebundenheit und transzendent. Das heißt, die Fotos haben mehr Aussage als das, was man im Bild sehen kann.

Was heißt das konkret?

Schwarz-Weiß macht das Bild geradliniger, man nimmt den Kern der Bildaussage eher wahr. Bis jetzt ist Farbe für mich etwas, das mich in meinen Bildern eher stört, weil es vom Kern des Bildes ablenkt. Durch Farbe gewinnt man noch eine zusätzliche Ebene, die man als Betrachter des Bildes nochmal verarbeiten muss. Ich finde, in einem guten Farbfoto macht Farbe deshalb Sinn, weil sie etwas zur Bildaussage beiträgt. Das ist bei meinen Bildern aber nicht der Fall und deswegen fotografiere ich lieber in Schwarz und Weiß. Ich sehe Farbe nicht beim Fotografieren und bin ein schlechter Farbfotograf.



In der nordindischen Krisenregion Kaschmir fotografierte Spyra im Jahr 2009 einen Protest der Einwohner gegen das indische Militär.

Schafft Schwarz-Weiß eher Nähe oder eher Distanz?

Weder noch. Ich glaube, das Gefühl von Nähe lässt sich durch Schwarz-Weiß nicht erzeugen, aber es entsteht dadurch auch nicht das Gegenteil. Nähe ist eine Frage der Persönlichkeit des Fotografen, nicht des Farbprofils. Der Fotograf schafft emotionale Nähe durch das Bild.

Glauben Sie, dass schwarz-weiße Darstellungen zeitlos sind oder haben wir es mit einer reinen Modeerscheinung zu tun?

Im Fotojournalismus, in dem ich arbeite, ist Schwarz-Weiß überhaupt nicht hip, weil man damit nie Jobs bekommt. Es ist zwar schön und ästhetisch, aber unglaublich schwer zu verkaufen. Deswegen arbeiten nur noch wenige Leute mit Schwarz-Weiß. Ich versuche trotzdem konsequent in Schwarz-Weiß zu arbeiten, zumindest bei meinen eigenen Projekten. Ich mache aber auch Farb-Jobs, einfach um die Kohle zu haben. Dann stört es mich auch nicht wirklich.

Was sagt es über Sie aus, wenn Sie in Ihren Bildern die Farbe weglassen?

Das sagt etwas über meine visuelle Sicht, nicht aber über meine Persönlichkeit aus.

Wie sehr haben Sie Ihre ersten Jobs als 23-jähriger Fotograf in der Krisenregion Kaschmir geschockt?

Ich wusste ungefähr, auf was ich mich da einlasse. Ich habe mich immer weiter an diesen Konflikt herangetastet und damit eben auch immer meine eigenen Grenzen neu getestet. Ich habe mich selbst besser

„Mit Anfang zwanzig dachte ich noch, ich sei unsterblich.“

kennengelernt, habe ausgelotet, was ich mir zumuten kann und wo für mich die Grenze liegt.

Haben sich diese Grenzen mit den Jahren verschoben?

Mit Anfang 20 dachte ich, ich sei unsterblich. Jetzt bin ich fast 30 und die Situation hat sich geändert. Einerseits trage ich Verantwortung, andererseits habe ich mittlerweile viel Erfahrung gesammelt. Die Grenzen haben sich nach außen ver-

schoben, ich traue mich mehr. Ich kann mich und die Situationen, in denen ich mich befinde, besser einschätzen. Mit 23 Jahren war ich zum ersten Mal in Kaschmir. Ich war blauäugig, naiv und habe einfach Glück gehabt, dass nichts passiert ist. Heute würde ich ganz anders arbeiten.

Stumpfen Sie ab gegenüber dem Leid, das Sie dort sehen, oder trifft es Sie jedes Mal wieder?

Die Kamera funktioniert als Filter. Das Objektiv, das ich vor mir habe, gibt mir die Legitimation, vor Ort zu sein. Manchmal ist das auch eine selbstgerechte Legitimation. Trotzdem habe ich nicht das Gefühl, dass ich abstumpfe. In dem Moment, in dem ich das merke, würde ich mir ernsthafte Gedanken machen, ob das noch der richtige Job für mich ist. Die Legitimation fehlt mir genau dann, wenn mich das alles nicht mehr berührt. Für meine Arbeit und für mich selbst finde ich es wichtig, dass ich mich mit den Menschen und mit deren Leid auseinandersetze, also mich ganz bewusst in deren Lage versetze. Erst dann bin ich auch in der Lage, die Bilder, die ich mache, zu fotografieren. ►

Sehen Sie sich mit dem Begriff „Kriegspornografie“, der schonungslosen Darstellung extremer Gewalt, konfrontiert? Sind Sie schuldig?

Wir sind mittlerweile ohnehin abgestumpft. Trotzdem ist es mir wichtig, auch Bilder von schlimmen Situationen zu zeigen. Nur müssen die nicht so unmittelbar und direkt sein, dass es auf Kriegspornografie hinausläuft. Ich beschäftige mich bei meinen Fotos nicht mit diesem Gedanken. Kriegspornografie ist ein Produkt unserer medialen Gesellschaft, die so überfrachtet ist mit Bildern. Kriegspornografie, sex sells, es geht alles in diese eine Richtung; möglichst voyeuristisch, möglichst krass. Ich finde es nicht richtig, ich mache es nicht – denke ich, hoffe ich.

Sie sagen, Sie sind kein Kriegsphotograf und halten sich eher im Hintergrund auf. Gab es trotzdem einen besonders schlimmen Moment bei Ihrer Arbeit?

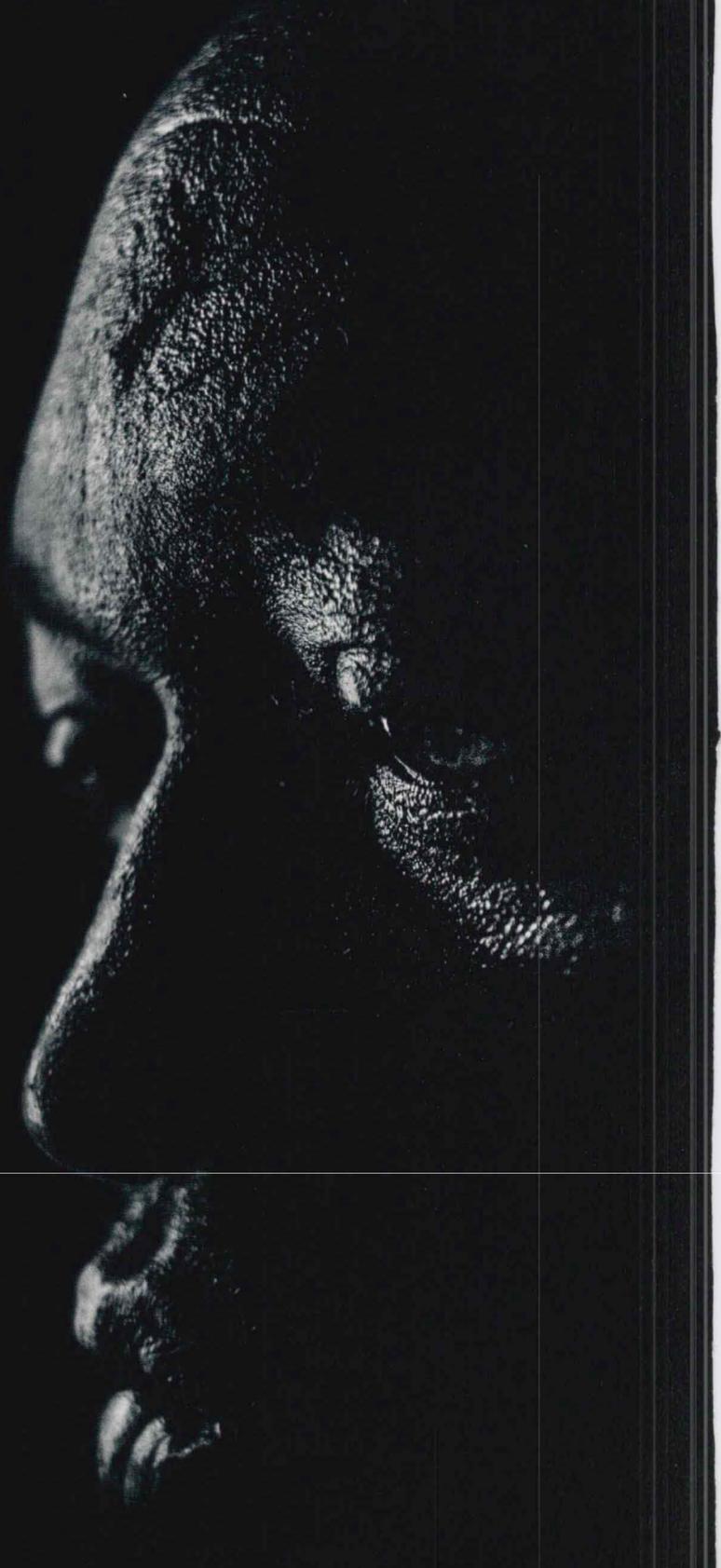
(Spyra zögert) In Kaschmir wurde einmal direkt vor mir jemand erschossen. Zwei Meter vor mir hat er eine Kugel in den Kopf bekommen. Dann sind wir mit ihm ins Krankenhaus. Er ist auf dem Weg gestorben.

Wie reagieren Sie auf solche Situationen? Nehmen Sie Ihre Kamera und machen einfach weiter?

Wenn ich in dem Moment sage, das ist zu viel für mich, dann ist das total legitim und eine persönliche Entscheidung. Aber dann gehöre ich eigentlich nicht dorthin. Ich habe das Gefühl, dass ich diese Situationen erleben und etwas darüber sagen möchte. Das war eine Entwicklung. Es hilft weder mir, noch den Menschen, die ich fotografiere, wenn ich sage: „Das ist zu viel für mich“ und dann einfach aufhöre. Ich trage in solchen Momenten eine Verantwortung gegenüber der Geschichte.

Aber ist das nicht genau der Moment, in dem man auf das Bild verzichten und Hilfe leisten sollte?

Es ging alles wahnsinnig schnell. Er ist erschossen worden, ich habe dabei fotografiert. In dem Moment, in dem er auf den Boden gefallen ist, sind alle Umstehenden zu ihm hin und haben ihn weggezogen. Wir haben ihn auf die Ladefläche einer Rikscha gelegt und ich saß mit ihm dort. Er lag auf dieser Pritsche und hat geblutet. Klar habe ich da noch weiterfotogra-



Benjamin Chuwang Tari verlor seinen Sohn während einer Bombenattacke der islamistischen Boko Haram im Jahr 2011. Spyra fotografierte ihn in Nigeria.

fiert. Aber auch weil ich umgeben war von zehn anderen Jungs, die alle geholfen haben. Es gab nichts, was ich hätte tun können.

Ist das gezeigte Leid nicht zu groß?

Wenn ich das Bild nicht zeige, würde ich die Geschichte zensieren. Ich habe natürlich dutzende Bilder von dieser Situation gemacht. Am Ende ist eins veröffentlicht worden, von dem ich gesagt habe: Dieses Bild ist Teil der Geschichte von Kaschmir. Es geht um ganz brutale, archaische Gewalt. Die stehen sich eins zu eins gegenüber und da werden Leute erschossen.

Trauen Sie Ihrem Publikum solche Bilder zu?

Ich denke nicht über mein Publikum nach. Wieso sollte man als Fotograf über sein Publikum nachdenken?

Für wen machen Sie die Bilder denn?

Für mich.

Sie haben aber doch das Ziel, diese Bilder zu verkaufen, um davon leben zu können.

Nein, andersherum: Ich mache die Bilder, weil ich gar nicht anders kann. Ich will da hin, ich will verstehen, was passiert, und ich will es kommunizieren – und dadurch entstehen Bilder. Die Bilder fallen letztlich als Nebenprodukt meiner Auseinandersetzung mit einem Thema an. Und in der weiteren Verwertungskette verkaufe ich sie und mache damit mein Geld. Das ist aber nicht der primäre Akt. Ich habe dabei nie mein Publikum im Kopf – es sei denn, ich bin im Auftrag für ein Magazin oder eine Zeitung da. An meinen persönlichen Projekten arbeite ich für mich selbst und für mein eigenes Verständnis.

Darf ein Fotograf eine Meinung haben?

Unbedingt. Wenn ein Fotograf keine Meinung hat, gucke ich mir den Fotografen gar nicht an.

Also ist ein Foto ein Statement?

Das sollte es sein, erst dann fasziniert mich ein Bild und spricht zu mir. Wenn ich in einem Bild nicht den Fotografen sehen kann, seine Meinung, sein Statement, seinen Kommentar zu dem, was er da gerade sieht, dann kann ich mir auch einen News-Ticker von der *dpa* durchlesen – da bekomme ich auch die Infos. Dafür

brauche ich nicht unbedingt ein Bild. Ich will merken, dass der Fotograf die Story verstanden hat und dass das Ganze eine gewisse Tiefe hat. Das Bild soll nicht aussagen: Dort ist gerade Krieg. Es geht um die Geschichte dahinter, darum, dass das Bild etwas über die Menschen, sogar über Humanität aussagt.

Was möchten Sie mit Ihren Bildern ausdrücken?

Auf jeden Fall will ich sagen: „Guckt hin!“ Ich kann vor Leid nicht die Augen verschließen.

Stellt man aus diesem Antrieb heraus Situationen dramatischer dar, als sie sind?

Das ist eine Empfindungsfrage. Ein guter Fotograf schafft es, seine Empfindungen in einem Bild zu verpacken. Meine Bilder sind dramatisch, sie sind schwarz-weiß und kontrastgeladen. Sie sind inhaltlich aufgeladen, aber das ist eben auch so, wie ich es empfinde. Wenn in einem Land auf offener Straße Menschen erschossen werden, dann finde ich das schon ziem-

**„Ich mache die Bilder,
weil ich gar nicht
anders kann.“**

lich dramatisch. Dann ist es legitim, das auch in entsprechend dramatischen Bildern wiederzugeben.

Wo fängt für Sie Manipulation am Bild an?

Wenn ich die Realität verfälsche. Wenn ich ganz bewusst eine Situation wahrnehme und sie auf eine Art und Weise fotografiere, wie sie nicht der Realität entspricht. Wer heute noch doof genug ist, ein Bild am Computer zu manipulieren, indem er etwas rausschneidet, der soll sich einen anderen Job suchen. Das ist Kinderkram. Wenn Fotografen denken, die Realität sei nicht schlimm genug und ein bearbeitetes Bild verkaufe sich besser, dann ist das traurig. Das hat bestimmt auch mit der ökonomischen Lage im Journalismus zu tun, die immer schwieriger wird. Der Markt ist beschissen. Andererseits ist das natürlich keine Legitimation für Manipulation am Bild.

Darf man mit dem Leid anderer Leute sein Geld verdienen?

Diese Frage stelle ich mir auch, und ich glaube, jeder Fotograf geht irgendwann dieser Frage nach, wenn er in solchen Gebieten arbeitet. Wenn man sich in Krisenregionen befindet und es einem selbst gesundheitlich und auch ökonomisch so viel besser geht als den Leuten, die man dort fotografiert, und man auch noch Geld damit macht, ist diese Frage legitim. Für mich hat sich die Frage beantwortet, weil ich durch den Kontakt mit den Menschen, die ich fotografiere, immer wieder gezeigt bekomme: „Wir wollen, dass du hier bist, bleib hier, leg Zeugenschaft ab.“ Sei es in Bosnien, in Kaschmir oder im Nahen Osten. Hätte ich nicht das Gefühl, vor Ort als Mensch und in meiner Rolle als Fotograf akzeptiert zu sein, dann hätte ich ein wesentlich größeres Problem damit. Aber ich habe immer nur positive Erfahrungen gemacht.

Helfen Sie den Menschen, die Sie fotografieren, indem Sie sie fotografieren?

Weiß ich nicht. Das kann ich nicht abschätzen. Ich hoffe es. Ich glaube, jeder Fotograf hofft das. Ich hoffe, dass ich irgendwann in diesem großen Rad, das sich Veränderung nennt, eine Rolle spiele. Und dass diese Veränderung dann positiv ist.

Haben Sie schon einmal eine Auftragsarbeit abgelehnt, weil sie Ihren ethischen Grundsätzen widersprochen hat?

Ich bin keine Fotohure, ich mache auch nicht alles für Geld (*lacht*). Für *Malboro* schieße ich keine Werbekampagne. Es gibt moralische Grenzen. Ob man für *Shell* die nächste PR-Kampagne fotografieren muss, nachdem sie den Golf von Mexiko versaut haben? Kann man machen, ich finde es nicht gut und mache es nicht.

Glauben Sie, dass Sie irgendwann einmal die Kamera aus der Hand legen und den Rest Ihres Lebens auf Ihrer Terrasse in der Sonne sitzen werden?

Ich mache das nicht wegen der Fotografie. Ich habe zur Fotografie keinen wahnsinnig großen Bezug. Ich mache es gerne und bin vielleicht auch nicht völlig talentfrei. Für mich ist aber das Fotografieren vor allem ein Werkzeug, um meine Neugier zu befriedigen. Für mich ist Fotografie das Medium, mit dem ich mich am besten ausdrücken kann. Ich kann mir aber gut vorstellen, dass ich in 15 Jahren sage, ➤

ich werde jetzt Krankenpfleger bei *Ärzte ohne Grenzen*. Fotografie ist für mich keine Lebensaufgabe.

Wie muss eines Ihrer Fotos sein, damit Sie zufrieden sind?

Ich habe den Drang zur Ästhetisierung. Ich bin Fotograf und ich werde alles tun, um ein Foto so schön wie möglich zu machen, weil ich natürlich will, dass der Rezipient das Bild anschaut. Natürlich ist das pervers, in solchen Situationen an Schönheit zu denken. Andererseits ist es meine visuelle Empfindung, dass ich genau danach suche. Ich könnte nicht anders fotografieren – selbst wenn ich wollte.

Trotzdem klingt die Aussage, auch im Krieg schöne Bilder machen zu wollen, erst einmal pervers.

Die Bilder guckt sonst aber niemand an. Das sind komplexe Themen, um die es da geht. Die will man in seiner schönen heilen Welt so nicht haben. Natürlich betrachtet man das Foto und denkt: Das ist visuell eindrucksvoll. Genau in dem Moment entsteht ein Dialog zwischen

Betrachter und Bild und das halte ich für wichtig.

Was treibt Sie an, immer wieder mit der Kamera ins Flugzeug zu steigen?

Es geht dabei vor allem um ein persönliches Verständnis von den Dingen, die dort passieren, warum sie passieren und was das mit den Menschen macht. Mir geht es in meinen Geschichten immer um den Menschen an sich. Dabei beschäftigen mich vor allem persönliche Fragen: Was macht ein Völkermord mit einem Land? Wo sieht man ihn nach 20 Jahren immer noch? Was macht er dann mit den Menschen?

Brauchen Sie Pausen zwischen Ihren Einsätzen oder fliegen Sie von einer Krisenregion in die nächste?

Ich glaube, irgendwann braucht man immer eine Pause, irgendwann muss ich mal wieder runterkommen. Es gibt Leute, die können ohne Pause weitermachen. Ich könnte das nicht – vermutlich. Natürlich lege ich auch mal Zwangspausen ein, bedingt durch die Familie. Ich bin meistens drei, vier Wochen weg, dann bin ich wieder

sechs bis acht Wochen hier. Zuhause habe ich mein ganz normales, deutsches Leben.

Belastet es Sie, wenn Sie mitbekommen, dass andere Kriegsreporter, wie kürzlich der ARD-Journalist Jörg Armbruster, beim Einsatz verletzt oder sogar getötet werden?

Nein, das packt mich nicht an. Ich sage auch nicht: „Selbst Schuld“. Aber im Grunde genommen läuft es darauf hinaus. Die Jungs wissen, worauf sie sich einlassen. Viele unterschätzen aber das Risiko. In dem Fall: Bad Luck! Trotzdem nimmt es mich mit, wenn in Syrien oder Libyen Fotografen sterben, das könnte ja auch jemand sein, den ich kenne. Aber die Jungs gehen da runter für eine Überzeugung, die sie im Kopf haben und sterben. Aber es sind zwei, drei, vier, fünf Fotografen. Wie viele Zivilisten sterben jeden Tag da unten? ■



Spyras Bilder wirken in Farbe ganz anders. Hier der Beweis einsteins-magazin.de/2013/7p=519

Qualität in Ihrer Nähe



**Einfach konsequent:
Kompromisslose Qualität zu
dauerhaft niedrigen Preisen!**
Wir freuen uns auf Ihren Besuch!

Sollnau 34
85072 Eichstätt

Öffnungszeiten
Mo-Sa 8-20 Uhr

Backofen
Immer frisch von früh bis spät.



www.aldi-sued.de

Lieb und teuer

Unsere Fotochefin **Viola Bernlocher** hat die neue *Leica M Monochrom* getestet. Und gab ihr jeden Abend einen Gutenachtkuss.

Endlich, sie ist da. Ich kann es kaum glauben, als ich sie in den Händen halte: die neue *Leica M Monochrom*. Wochenlang wurde sie in Fachzeitschriften gehypt wie wenige Kameras zuvor, denn mit ihr hat *Leica* die schwarz-weiße Revolution in der digitalen Fotografie gestartet. Die *Leica* hat einen neuen Sensor-Typ, der statt Farbwerten die Helligkeit misst und so nur schwarz-weiße Bilder ausgibt. *Leica* verspricht durch die neue Technologie noch schärfere Bilder. Ich bin gespannt.

Brandneu und wie aus dem Ei gepellt liegt sie jetzt vor mir in der Schachtel. Das Kunstleder glänzt, ein sachter Strich über ihren Body verspricht Grip in der Hand. Schnell setze ich ihr das 50-Millimeter-Objektiv auf, die maximale Lichtstärke von 2,5 ist genau nach meinem Geschmack, das gibt tolle Tiefenunschärfe. Und: Die Zahl auf dem Blendeneinstellring hat nicht zu viel versprochen. Als ich das Fensterkreuz fokussiere, verschwimmt die Außenwelt zu graumeliertem Brei. Zumindest, nachdem ich das Fokussieren gelernt habe. Denn das macht das Baby nicht selbst. Ganz old-school, wie auch ihr Look, muss man das von Hand machen. Und das ist gar nicht so einfach. Nach einigem Blättern in ihrem Begleitheft: die Erleuchtung. In einem kleinen helleren Rechteck in der Mitte des Suchers sind zwei Bilder zu sehen, durch Drehen am Fokus überlagern sich die Doppelbilder. Wenn sie deckungsgleich sind, ist das Bild an dieser Stelle scharf.

Vor allem bei Portraits ist das ganz schön aufwendig. Gesichter haben kaum Kanten, an denen ich mich vorher immer orientiert habe. Als ich das Foto für das Editorial zu diesem Einsteins mit der *Leica* mache, nehme ich mir viel Zeit zum Scharfstellen: Christian Klenk und Friederike Herrmann friert das Lächeln ein, mir bricht der Schweiß aus, aber dann klickt der Auslöser (unvergleichlich tolles Geräusch übrigens) und das Foto ist gut. Hatte ich auch nicht anders erwartet von der Süßen.

Trotz der Schweißausbrüche macht es mit der *Leica* besonders viel Spaß, Menschen zu fotografieren. In Schwarz-Weiß ist jeder auf seine Art schön. Das Quirlige des Bunten tritt einen Schritt zurück und lässt einen unverfälschten Blick auf das Wesen des fotografierten Menschen zu. Und das ist es, was mich an der Fotografie fasziniert. So wie die Bilder aus der *Leica* kommen, gelingt das gut. Die grandiose Tiefenunschärfe stellt die Person frei, das Schwarz-Weiß gibt ihr einen zeitlosen Touch, der mich an die Bilder meiner Großeltern erinnert. Fast ein bisschen geisthaft, sich selbst so zu sehen.



Beurteilen Sie selbst die Bildqualität der *Leica*: Einige mit ihr geschossene Fotos gibt's online

einsteins-magazin.de/2013/?p=1367

2013 Einsteins



Foto: Christian Klenk

Porträts machen besonders viel Spaß: Viola Bernlocher und die *Leica*.

Um Bilder mit der *Leica* zu machen, braucht man viel Zeit. Einerseits ist das gut, man bekommt einen neuen Blick für die Bildsprache, befasst sich gründlicher mit dem Motiv. Wer diese Zeit nicht hat oder sich nicht nehmen will, für den ist die *Leica* nichts. So grandios sie ist, so knackscharfe Bilder sie macht: Ich frage mich trotzdem, wer so etwas verwendet. Die *Leica* kann man wohl nur als Zweitkamera benutzen, ich würde nicht immer auf Farbe im Bild verzichten wollen. Und: Ihr Preis lässt zucken, 8000 Euro mit Objektiv sind ein stolzes Sümmchen. Trotzdem hatte ich viel Spaß mit ihr. Als ich sie wieder in ihre Schachtel lege, werde ich wehmütig. Ich gebe ihr einen Gutenachtkuss und schließe die Schachtel. Die *Leica* liegt im sachten Schlummer, so traumhaft wie sie ist, kein Wunder.

Gewinne mit uns den aktuellen Durchblick!



In deiner Zeitung findest du täglich Nachrichten und Hintergrundberichte aus deiner Region und dem Rest der Welt – schau mal rein!

Jetzt 14 Tage kostenlos Probelesen:
Mehr Informationen unter www.eichstaetter-kurier.de
oder direkt per Telefon unter 0841 9666-600



Dranbleiben. Mitredent!

Der stille Kämpfer

Josef Michael Kreutzer ist Pantomime und gehörlos.
Mit seiner Kunst der Stille möchte er die Menschen wachrütteln.

Text **Lisa Opitz**

Fotos **Lea Hemetsberger** und **Lisa Opitz**

Jomis rechte Hand zuckt mit einem Ruck nach oben und verharrt in der Luft. Es folgt der Kopf, dann ein Knie. Mit ruckartigen Bewegungen stapft er über die Bühne, als läge die Kontrolle über seine Bewegungen in den flinken Händen eines Puppenspielers. Der Bühnenboden ächzt unter seinen tapsigen Schritten. Dann sackt sein Körper in sich zusammen. In einem weiten, weißen Hemd und mit einem schwarzen Stoffhut auf dem Kopf steht Jomi krumm auf der Bühne. Die Knie aneinander gestellt beschreiben seine Beine ein X, der Rücken krümmt sich, sodass sein Oberkörper vornüber hängt. Die Arme baumeln herab, streifen fast den Boden. In den Reihen der Zuschauer ist es ganz still.

Jomi, der eigentlich Josef Michael Kreutzer heißt, ist Pantomime. Das kalkweiße Gesicht, die dicken schwarzen Augenbrauen, die dunkelroten Lippen – das ist seine Maske, mit der er in die verschiedensten Rollen schlüpft. Er ist Briefträger und Gaukler, Pastor und Kellner, das Böse und das Glück. Er erzählt den Menschen Geschichten. Kreutzer ist klein und schlank. Seine braunen Haare locken sich ein wenig im Nacken. Er ist 61 Jahre alt, doch das sieht man ihm nicht an. Seine Haut spannt sich straff über sei-

nen Muskeln, die sich auf seinem ganzen Körper abzeichnen. Nur durch sein Gesicht graben sich tiefe Falten. Seine braunen Augen mustern durch die Brille seine Umgebung. Die Hände ineinander gelegt steht er aufrecht da und lächelt. Er wirkt ein bisschen schüchtern.

Jomi marschiert wie ein Spielzeugsoldat über die Bühne. Sein linker Arm schleudert nach vorne und schwingt wieder zurück. Dann schnellt sein rechtes Bein gerade nach oben und er macht einen Schritt nach vorne. Nach wenigen

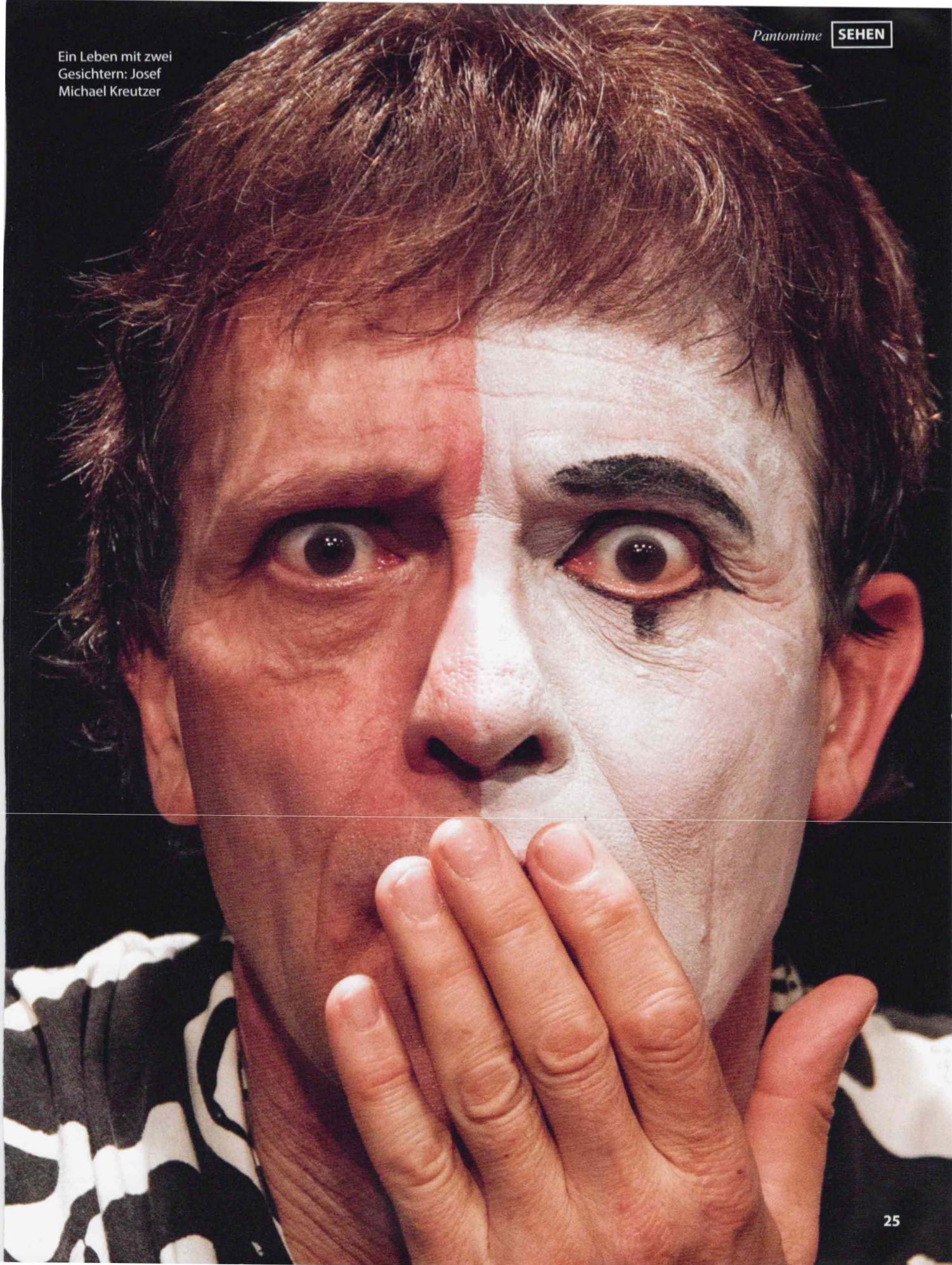
**„Manchmal leiden
Gehörlose, sie fühlen sich
abseits der Gesellschaft.“**

Minuten hält er inne und schaut nach oben. Er bemerkt die unsichtbaren Fäden an Armen und Beinen und beginnt, einen nach dem anderen zu zerreißen. Zuletzt bleibt ein einziger Faden übrig. Jomi streckt die Hand aus, greift nach der Schnur und tastet sie vorsichtig ab, um zu sehen, wo sie endet. Immer und immer wieder fährt er mit der Hand an der Schnur entlang. Und jedes Mal führt sie ihn zu seiner linken Brust, zu seinem Herzen. Kurz überlegt er. Dann greift er zu

und löst seine letzte Verbindung. Seinen Körper durchfährt ein Ruck und er reißt seine Augen weit auf. Dann fällt er leblos in sich zusammen. Das Licht geht aus und zwischen den Köpfen der Zuschauer schnellen immer mehr Handpaare nach oben und wackeln und drehen sich hin und her – Applaus für Gehörlose. Das Geräusch klatschender Hände hat Jomi noch nie gehört.

Sechs Monate nach seiner Geburt erkrankte Kreutzer an einer Grippe. Daraufhin entzündete sich seine Hirnhaut, und er verlor sein Gehör. Mit 13 Jahren bekam er sein erstes Hörgerät. Das Sprechen lernte er erst in einer freiwilligen Sprechtherapie auf einem Internat in Hamburg. In den Übungen musste er sich einprägen, wie sich verschiedene Töne anfühlen. „Rrrrrr“, schnurrt er und hält dabei zwei Finger an seine Kehle. „Nnnnn“, summt er und legt sich dabei Zeige- und Mittelfinger an den linken Nasenflügel, um die Vibration zu fühlen. Außerdem hat er gelernt, Wörter von den Lippen anderer abzulesen. Wenn Jomi spricht, macht er große Bewegungen mit seinem Mund. Er formt jedes Wort präzise mit den Lippen und artikuliert jeden einzelnen Buchstaben, so deutlich es nur geht. Es klingt wie eine fremde Sprache. ▶

Ein Leben mit zwei
Gesichtern: Josef
Michael Kreutzer



Marcel Marceau

ist einer der bekanntesten Pantomimen weltweit. Geboren wurde der Franzose 1923 in Straßburg. Sein echter Name lautet Marcel Mangel, auf der Bühne war er als Pantomime *Bip* berühmt, dessen Markenzeichen das schwarz-weiße Ringelhemd und sein schwarz-weiß geschminktes Gesicht war. Mit 24 Jahren trat er zum ersten Mal als *Monsieur Bip* auf und begeisterte mit seiner Kunst unter anderem auch Bertold Brecht. Mit seiner Pantomime wurde er weltberühmt. Kurze Zeit später gründete er das Ensemble *Compagnie de Mime Marcel Marceau*, sowie die Schauspielschule *Ecole Internationale de Mimodrame de Paris*, wo viele heute bekannte Pantomimen ihr Handwerk gelernt haben. Marcel Marceau starb 2007 im Alter von 84 Jahren.



Zwei Mal pro Woche bekommt der zwölfjährige Yasin Förderunterricht. Gemeinsam mit Josef Kreutzer übt er die Gebärdensprache und das Alphabet.

„Die Marionette“ hat er geschrieben, weil er sich als Gehörloser oft wie eine Spielfigur der hörenden Gesellschaft fühlt. „Ich kämpfe darum, ein normales Leben zu haben. Das ist harte Arbeit, man muss sich immer Mühe geben“, sagt er. Er möchte mit Stücken wie diesem nicht nur Kritik an der Gesellschaft üben. Er möchte den Menschen etwas beibringen: „Man muss mit den Augen hören lernen.“ Dabei kämpft er nicht nur für sich, sondern auch für andere. „Manchmal leiden Gehörlose, sie fühlen sich abseits der Gesellschaft. Viele sind oft einsam.“ Nicht nur im Beruf, sondern auch im Privatleben ist die Kommunikation oft schwierig. „Manchmal brechen Hörende unbeabsichtigt das Gespräch ab, indem sie sich anderen Hörenden zuwenden, um ihnen kurz etwas zu sagen. Das stößt den tauben Gesprächspartner zurück und verletzt ihn.“

Als Jugendliche nahm ihn seine damalige Ballettlehrerin mit zu einer Vorstellung des berühmten Pantomimen Marcel Marceau. „Damals spürte ich, dass

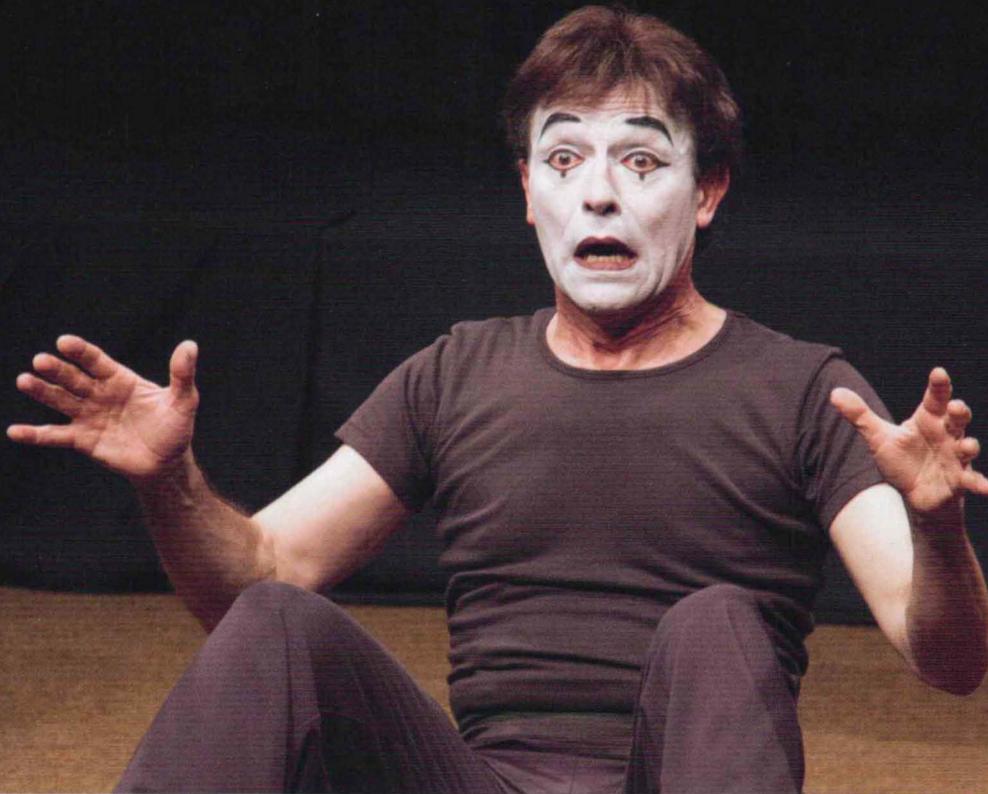
die Kunst der Pantomime meine Berufung ist.“ Mit diesem Wunsch stand er jedoch alleine da: „Meine Eltern waren nicht begeistert. Vater wollte, dass ich einen richtigen Beruf erlerne. Also habe ich eine Ausbildung zum Zahntechniker angefangen.“ Erst nach der abgeschlossenen Ausbildung wurde sein früherer Wunsch wahr. Zweimal bewarb er sich an der *Ecole Internationale de Mimodrame* – ohne Erfolg. Beim dritten Mal klappte es endlich. Er zog nach Paris, um sich die Kunst der Pantomime anzueignen. Dort lernte er nicht nur Akrobatik und Tanz, Ballett und Fechten, sondern auch experimentelles Theater von bekannten Künstlern wie Maximilian Decroux und die Techniken der Pantomime bei seinem Idol Marcel Marceau persönlich.

Pantomime ist sein Leben. Diese Passion möchte er weitergeben.

Kreutzer sitzt in seinem weißen Transporter und fährt auf der Bundesstraße 268 in Richtung Lebach. Am Rückspiegel schwingt ein hölzerner Schutzensel hin

und her, den ihm seine Tochter geschenkt hat. Am Straßenrand ziehen große Waldstücke und sattgrüne Wiesen vorbei. Hinter dem Ortseingangsschild hat sich vor einem Kreisverkehr ein kleiner Stau gebildet. Langsam rollt der Transporter voran. Die Vertiefung, in der sich normalerweise das Autoradio befindet, ist leer. Im Kreisverkehr setzt Kreutzer den Blinker und nimmt die zweite Ausfahrt. Jetzt begleitet ihn ein Ticken: „Klick, klack, klick, klack.“ Nach etwa fünf Minuten schaut er kurz auf die Anzeige hinter dem Lenkrad und drückt in aller Ruhe den Hebel neben dem Lenkrad zurück in seine Ausgangsposition.

In der Hörbehindertenschule im saarländischen Lebach sitzt Kreutzer mit dem zwölfjährigen Yasin* an einem Holztisch. Die Mittagssonne, die durch das Fenster scheint, taucht den kleinen Raum in grelles Licht. Yasin kommt aus der Türkei und ist ebenfalls gehörlos. Weil er Organprobleme hat und wegen zahlreicher Operationen oft in der Schule gefehlt hat, gibt Kreutzer ihm seit einem Jahr zwei-



Jomi bei einer Aufführung in Lohr am Main. Neben der „Marionette“ hat er noch zahlreiche andere Stücke im Repertoire.

mal die Woche Förderunterricht. Yasin ist Analphabet und kann kaum Deutsch. Zusammen üben sie jede Woche einzelne Worte. „Katze“ sagt Kreuzter und deutet mit seinem Zeigefinger auf das kleine grüne Heft, das vor ihm auf dem Tisch liegt. Yasin schaut ihn mit gesenktem Kopf an. In seinen dunkelbraunen Augen liegt Unsicherheit. Seine langen Augenbrauen zucken auf und ab. Dann legt er Daumen und Zeigefinger an seine Wangen und zieht sie gleich darauf vom Gesicht weg. So als würde er einen Schnurrbart zwirbeln – die Gebärde für eine Katze. Kreuzter deutet auf ein anderes Wort und schaut Yasin erwartungsvoll an, der still dasitzt und ebenfalls in das Heft vor ihm schaut. Dann hebt der Junge seine linke Hand, streckt den Zeigefinger nach oben und legt Mittelfinger und Daumen aneinander. Gleich darauf formt er seine Finger zu einer Faust. „Daumen“ buchstabiert er. Kreuzter nickt und klappt langsam das Heft zu. Yasin schaut zu ihm auf und zögert, bevor er erneut Daumen und Mittelfinger aneinander legt und den

Zeigefinger nach oben streckt. Wieder nickt Kreuzter. Yasins Finger lösen sich voneinander und wollen den nächsten Buchstaben formen. Doch sie verharren in der Luft und zucken unsicher auf und ab. Kreuzter zieht die Augenbrauen tief in die Stirn, schürzt die Lippen und gibt ihm einen Klaps auf die Finger. Yasin macht nur langsam Fortschritte.

„Die Menschen schauen nur Fernsehen oder spielen Videospiele.“

Insgesamt unterrichtet Kreuzter vier Förderschüler an der Hörbehindertenschule in seinem Heimatort Lebach. Zudem betreut er Pantomime- und Theaterprojekte an fünf weiteren Schulen in der Umgebung. Dass Kreuzter so engagiert ist, hat einen einzigen Grund: Er kämpft dafür, dass die Pantomime nicht ausstirbt. „Die Menschen auf der ganzen Welt schauen nur Fernsehen oder spielen Videospiele. Das ist ein großes Problem“,

sagt er. Pantomime ist sein Leben. Diese Passion möchte er auch anderen Menschen nahe bringen. Sie sollen sich auf ihre Körpersprache besinnen. Als Jomi reist er durch die ganze Welt, gibt Workshops für Pantomime und Körpersprache. Es fällt ihm schwer zu sagen, welche Länder er im Laufe seines Lebens schon bereist hat. Er war aber noch nie in Australien, China und Schweden, das weiß er sicher.

Auf den vielen Reisen begleitet ihn stets sein Motto: „In der Stille Schweigen brechen, über das Auge des Schauenden Herz treffen.“ Mit seiner Pantomime, der „Kunst der Stille“, möchte er seine eigene Welt für andere erlebbar machen. Er möchte den Menschen zeigen, was sie längst verlernt haben: Mit den Augen zu hören. ■

** Name geändert*

Mitarbeit: Lili Ewert und Lea Hemetsberger



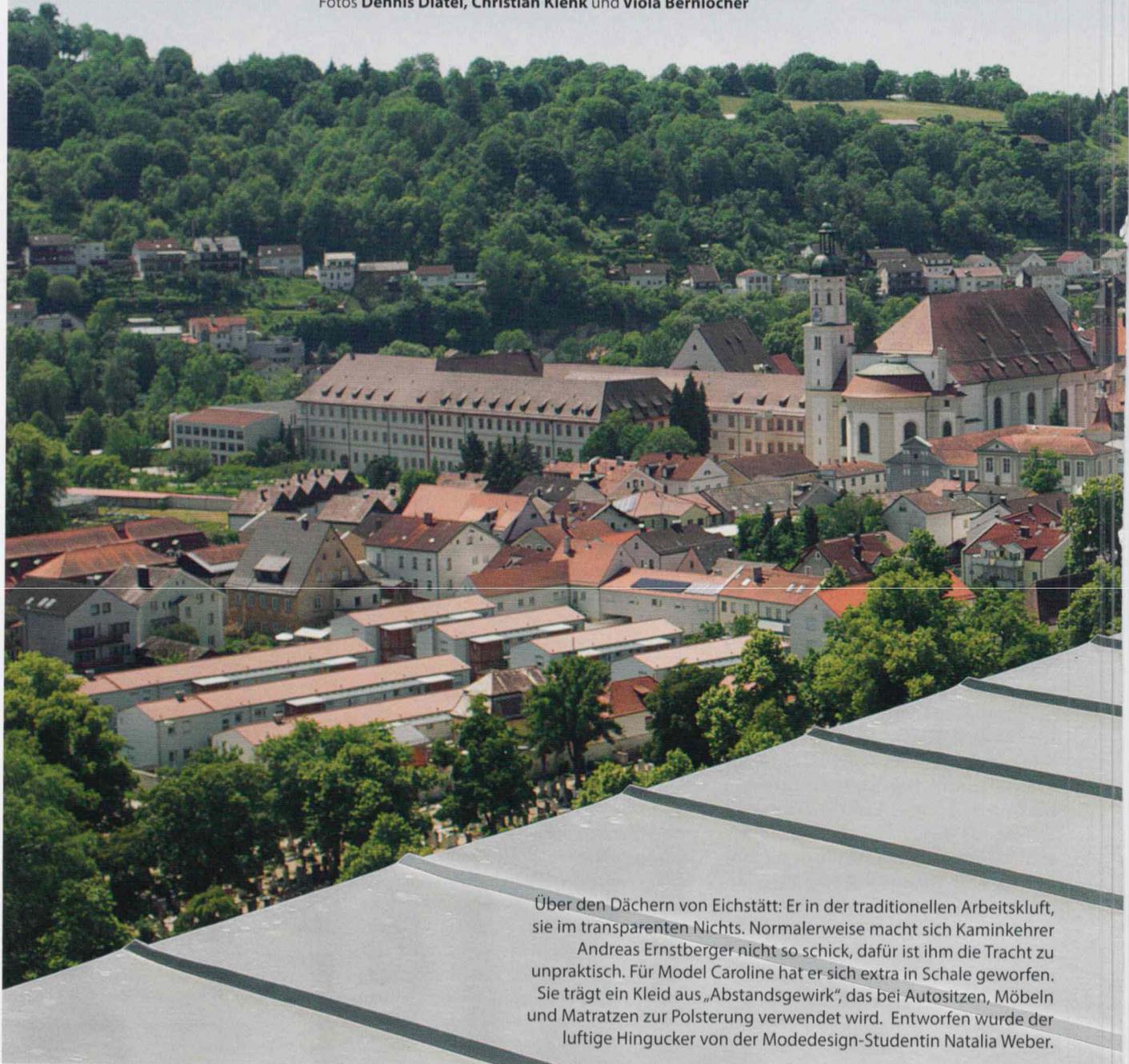
Wie sich unsere Autorin in eine Pantomime verwandelt hat
einsteins-magazin.de/2013/?p=955

Kontrast zieht an

Schornsteinfeger, Arzt oder Nonne – viele tragen täglich Schwarz-Weiß. Die Designerinnen Natalia Weber und Christine Forster haben diese Farben neu interpretiert: vom luftigen Kleid bis zum futuristischen Blazer.

Konzeption **Sarah Rottmair**

Fotos **Dennis Diatel, Christian Klenk** und **Viola Bernlocher**



Über den Dächern von Eichstätt: Er in der traditionellen Arbeitskluft, sie im transparenten Nichts. Normalerweise macht sich Kaminkehrer Andreas Ernstberger nicht so schick, dafür ist ihm die Tracht zu unpraktisch. Für Model Caroline hat er sich extra in Schale geworfen. Sie trägt ein Kleid aus „Abstandsgewirk“, das bei Autositzen, Möbeln und Matratzen zur Polsterung verwendet wird. Entworfen wurde der luftige Hingucker von der Modedesign-Studentin Natalia Weber.





Links oben: Widerstandsfähig und wasserdicht – der Lederrock, designt von Natalia Weber, ist absolut küchentauglich und sieht dabei auch noch elegant aus.

Links unten: Bratkartoffeln und Muscheln – passt das zusammen? Koch Rupert Waldmüller vom Domherrnhof in Eichstätt findet schon. Gerne lässt er Caroline, die im Mantel aus der Kollektion „Bivalvia“ (übersetzt: Muschel) steckt, probieren.



Darf's was Süßes zum Dessert sein? Laura und Caroline bieten den perfekten Service, in Jacken und Bodies von der Nachwuchs-Designerin Christine Forster. Diese haben ein besonderes Detail: Die Verzierungen an den Schultern aus eingeschmolzenen Computerteilen brillieren in Kombination mit feinsten Spitze.



Kann denn Wolle Sünde sein?
Schwester Hanna-Maria Ehlers ist Ordensfrau
in der Zisterzienserinnen-Abtei Waldsassen.
Lauras geradliniges Kleid und Carolines Mantel
aus Schurwolle können durchaus mit der
Ordenskleidung, dem Skapulier, mithalten.
Nur die langen Beinschlitzte würden im Kloster
vielleicht für Aufsehen sorgen.





Links: Ist es die bevorstehende Behandlung oder das Outfit ihrer neuen Kollegin? Zahnarzthelferin Melis Tepe scheint skeptisch. Model Laura trägt Weste und Hose aus der Kollektion „Bivalvia“. Den Namen hat die Kollektion durch ihre Formen, die durch die Abnäher wie Muscheln aussehen.

Rechts: Karies ade! Die eleganten Blazer im Look der 1980er Jahre überzeugen Melis Tepe schon eher. Die Jacken bestechen durch ihren starken Kontrast und die auffälligen Schulterverzerrungen.



Die kreativen Köpfe

Natalia Weber ist Masterstudentin an der Hochschule Reutlingen im Fach Modedesign. Die Inspiration für ihre Entwürfe schöpft sie vor allem aus der Welt fernab der Mode: „Die Natur oder bestimmte Menschen sind für mich immer ein Anreiz.“ Die Kollektion aus dieser Modestrecke soll die Abkapselung des Menschen von der Gefühlswelt symbolisieren. „Die aufgebaute harte Schale löst sich langsam auf, bis das Innere zum Vorschein kommt“, sagt Natalia Weber.



Schwarz und Weiß, die sogenannten Nicht-Farben hält sie für besonders zeitlos. Sie lassen sich mit allem kombinieren und verleihen jedem Look etwas Einfaches und Edles: „Wie ein guter Schwarz-Weiß-Klassiker.“

Fotos (2): Privat

Christine Forster hat die Blazer, Jacken und Bodies für ihre Bachelorarbeit entworfen. Mit dem Motto „Mode, Kunst und Technologie“ hat sie damit ihr Studium an der Hochschule Reutlingen abgeschlossen. Für die Aluminiumelemente an den Jacken arbeitet sie mit der Firma *Elma Electronic AG*, einem Hersteller für Computerteile, zusammen. Die Produktionsabfälle wurden eingeschmolzen, anschließend neu geformt und zusammengesetzt. „Abfallprodukte werden Mittel zum Zweck und sind somit die Basis für Neues“, so beschreibt Christine Forster die Idee für diese Kollektion. Kunst ist für sie die Basis der Mode. Die Inspiration finde sie immer, indem sie sich auf die abwegigsten Ideen einlasse, sagt sie.



Ein tolles Team

Schwarz geht einfach immer, das wusste schon Audrey Hepburn. Und kombiniert man es mit Weiß, wird aus jedem Tag ein stilvoller Tag.

Text **Sophia Schirmer, Lea Hemetsberger und Frederike Meister**



Schwarz-Weiß-Fotografie mal anders – diesen

Kissenbezug von Poimia Kukkia gibt es in Schwarz und Weiß. Zu kaufen gibt es ihn auf dawanda.com für 30 Euro.

Dass frau jeden Sommer ein neues Paar Schuhe braucht, ist selbstverständlich. Diese **Sandalette** für 130 Euro macht den Schwarz-Weiß-Trend auf besondere Art mit. Gefunden auf albamoda.de



Vinyl is back: Mit den CDs in Schallplatten-Optik hat man alle Lieblingshits dabei. Die **Retro-CDs** haben sogar richtige Rillen. Im Siebener-Pack sind sie für 8,90 Euro zu haben. Gefunden auf coolstuff.de



Auch für die Männerwelt haben wir ein passendes Sommer-Accessoire entdeckt: Schirmmütze war gestern – der schwarz-weiße **Strohhut von Zara** schützt auf modische Art vor zu viel Sonne – und das für rund sechs Euro.



Das Design des **Lehnsessels „Alleegasse“** stammt ursprünglich von Josef Hoffmann. Er entwarf den Sessel im Jahr 1912 für ein Musikzimmer in der Alleegasse (heute Argentinierstraße) in Wien. Der Fauteuil kostet circa 1900 Euro. Gesehen auf wittmann.at

Schutzsucher.

Kostenlose Reiseschutzimpfungen.

knappschaft.de | 08000 200 501 (kostenfrei)



Damit Sie von Ihren Reisen nur die Souvenirs mitbringen, die Sie möchten: Die Knappschaft übernimmt die vollständigen Kosten der Reiseschutzimpfungen für Ihr Urlaubsziel, um Ihre Gesundheit rund um die Welt zu bewahren. Denn was Sie auf Reisen auch suchen: Einen optimalen Schutz finden Sie zu Hause.



KNAPPSCHAFT
DIE ERFINDER DER KRANKENKASSE

Die Bibelwerfer

Metal ist nicht immer schwarz. Seit Jahrzehnten schon gibt es eine christliche Szene: den White Metal.

Text Martin Schön



Black-Metal-Berühmtheit: Bassist Apollyon von der norwegischen Band „Immortal“.

Foto: NBTouring

Wenn es ein Musikgenre gibt, dem Provokationen gut zu Gesicht stehen, dann ist es Heavy Metal. Laut, anders, verwegen – so präsentiert sich ein Großteil der Szene. Schon in ihren Anfangstagen hat sich die lauteste Musikszene der Welt dafür okkulte Lehren zunutze gemacht.

Bereits in den 80er Jahren begannen in Skandinavien und Großbritannien die ersten Bands, sich mit umgedrehten Kreuzen zu schmücken. Es entstand das, was heute landläufig als „Black Metal“ bekannt ist: Keifendes Todesgeschrei, laute Gitarren, okkulte Themen. Doch die wenigsten Metaller nahmen es wirklich ernst mit den Lehren des Teufels: „Man, it had to sound cool, you know?“, war häufig die Prämisse. Eine der kuriosesten Blüten dieser Zeit ist mit Sicherheit Ozzy Osbourne, Frontmann von Black Sabbath, der einst auf der Bühne einer Fledermaus den Kopf abiss.

Was die wenigsten wissen: Es dauerte nicht lange, bis sich eine Gegenbewegung formiert hatte. Nicht in direkter, absichtlicher Opposition zum Black Metal, doch in ihrem Gedankengut und ihren Inhalten das genaue Gegenteil: Ebenfalls in den 80er Jahren traten die ersten „White-Metal“-Bands auf den Plan und drehten die Kreuze wieder richtig herum. Ihre Themen: Gott,

Bibel, Nächstenliebe. In der Szene waren sie selten hoch angesehen, was auch an dem schrägen Auftreten einiger Vertreter liegen könnte. So wurden beispielsweise die Kalifornier Stryper hauptsächlich dadurch bekannt, dass sie während ihrer Auftritte Bibeln ins Publikum zu werfen pflegten. Auch heute noch können sich Vertreter des christlichen Heavy Metals – bis auf wenige Ausnahmen wie die US-Amerikaner August Burns Red oder ihre Landsmänner As I Lay Dying – nur beschränkter öffentlicher Aufmerksamkeit erfreuen. Christentum findet hauptsächlich auf Szeveranstaltungen wie dem „Blast of Eternity“-Festival bei Heilbronn statt.

Auch musikalisch klingt White Metal oft ganz anders als die schwarze Variante. So ist in der Szene ein kleiner Streit über die korrekte Bezeichnung entbrannt: Soll man jetzt überhaupt noch White Metal sagen? Oder doch lieber Christian Metal? Oder gar Unblack Metal? Eine Einigung ist nicht in Sicht.



Worum geht es wirklich in den Texten der Musikstile? Die Kollegen von Einsteins-Online haben es untersucht einsteins-magazin.de/2013/?p=49



Gutmann

Gutes Hefeweizen

„Klingt nach Strand“

Die schwarz-weiße Ska-Musik ist für viele Neuland. Einsteins hat den Test gemacht: Drei Musikbegeisterte hören sich Klassiker des Genres an. Ein Protokoll.

Text **Christof Paulus, Moritz Diethelm, Jonathan Reinders** und **Matthias Hohn**
Fotos **Jonathan Reinders, Johanna Hansing** und **Christof Paulus**



SKA



Baba Brooks – „Independence Ska“ (Treasure Isle, Jamaika, 1965)

„Independence Ska“ war 1962 der Soundtrack eines Umbruchs: Im gleichen Jahr wurde Jamaika unabhängig von Großbritannien. Gleichzeitig war es der erste Hit der Baba Brooks Band, der in Jamaika eine regelrechte Ska-Euphorie auslöste. Das Lied vereint typische Merkmale: Gitarren, Trompeten, Posaunen, dazu ein flotter Rythmus, der klingt, als wäre er ein bisschen aus dem Takt. Das ist allerdings ein gewolltes Stilmittel (englisch: off-beat – weg vom Schlag) und macht „Independence Ska“ zur idealen Tanzmusik.

Hugo Seebach: „Nach dem Krieg bin ich mit Jazz in Verbindung gekommen. Ich habe ein Jazz-Musical gehört, „Porgy & Bess“, das hat mich sehr fasziniert. Das Stück erinnert mich eindeutig an Jazz: Die Solisten treten der Reihe nach auf, ihr Spiel hat viel Improvisatorisches. Für viele Jazz-Merkmale wäre das ein wunderschönes Beispiel.“

Dominik Leipold: „Das klingt so ähnlich wie Bierzeltmusik. Man kann währenddessen aber auch wunderbar den Haushalt erledigen. Es hat diesen Big-Band-Sound. Aber man merkt nicht, dass das Ensemble kleiner ist, geschweige denn, dass jemand mal eine Fi-

gur reinspielt. Dadurch wird das Ganze natürlich sehr monoton.“

Tamara Güclü: „Klar, Jamaika. Klingt voll nach Dreadlocks und Strand. Außerdem nach Amy Winehouse.“



Desmond Dekker – „Israelites“ (Beverly's Bird Music, Jamaika, 1968)

„Jedes Mal, wenn ich dieses Lied spiele, fängt mein Opa an zu tanzen“, kommentiert der Youtube-User „Littlebrain Greathheart“ unter dem Video von Desmond Dekkers „The Israelites“. Es ist das berühmteste Lied des King of Ska. Der Legende nach war es Mitte der 60er Jahre ein besonders heißer Sommer, der die Jamaikaner dazu brachte, Ska langsamer zu spielen. So entstand später der Reggae. Und auch „The Israelites“ klingt ganz stark nach Reggae.

Dominik Leipold: „In meiner Freizeit habe ich so etwas noch nie gehört, aber mir gefällt's eigentlich schon. Man kann es ganz gut nebenher hören. Ich glaube, es geht vor allem um das Gefühl, das mit dieser Musik vermittelt wird, denn eigentlich klingt das sehr monoton. Die Qualität dieser Musik besteht für mich darin, dass sie zum Mittanzen anregt. Desmond Dekker weiß genau, was er da macht und kann auch gut unterhalten. Ich finde das super. Für ihn würde ich beim *Eurovision Song Contest* anrufen.“



Hugo Seebach: „Das erinnert mich jetzt fast ein bisschen an Elvis. Die Art zu singen, die Art der Melodik oder wie er in die hohen Töne springt.“



Millie Small – „My Boy Lollipop“ (Fontana, Großbritannien, 1964)

„My Boy Lollipop“ war der erste große kommerzielle Erfolg der Ska-Musik außerhalb von Jamaika. In Deutschland erreichte das Lied Platz fünf der Hitparade, in Großbritannien sogar Platz zwei. Für Millie Small war es das erfolgreichste Stück ihrer Karriere. „My Boy Lollipop“ ist ein schnelles Gute-Laune-Lied, am meisten fällt die extrem hohe Stimme von Millie Small auf.

Tamara Güclü: „Mad Men-Style ohne Ende. Bei der Stimme kann man sich direkt January Jones mit ihrem hochgeschallten Dekolleté vorstellen. Diese heiße Blonde, die da mitspielt. Wie sie einem frivolen alten Lackaffen Pancakes macht. Geil!“

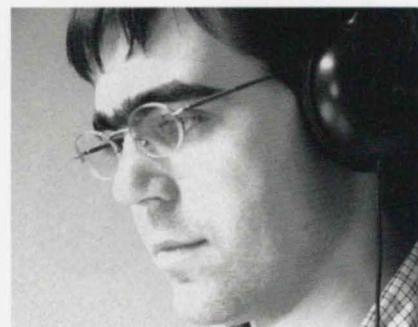
Dominik Leipold: „Ich meine, das Lied hätte ich sogar schon mal im Radio gehört. Die Stimme ist halt auf Dauer nicht mein Ding. Auch musikalisch ist „My Boy Lollipop“ nicht besonders kompliziert. Aber dieses lässige Feeling innerhalb von nur zwei, drei Minuten rüberzubringen, das könnte ich als klassischer Musiker nicht. Das entspricht in etwa der Vorstellung, dass richtige Gospels nur schwarze



Hugo Seebach (80) ist pensionierter Musiklehrer und Kirchenorganist in Eichstätt. In unserem Test hörte er alle Stücke bis zum Schluss, bevor er sein Urteil fällte.



Tamara Güclü (23) aus der Nähe von Stuttgart studiert Journalistik in Eichstätt. Nebenbei legt sie als DJane auf und weiß, wann Musik Spaß macht.



Dominik Leipold (24) aus München studiert Musikwissenschaften an der LMU. Er spielt Keyboard, Klarinette und Orgel im Kirchenchor.

Ska

Jamaika in den späten 1950er Jahren: Im Radio laufen Jazz und Rhythm'n'Blues aus den Vereinigten Staaten. Den jamaikanischen Musikern gefällt, was sie hören. Sie mischen die Musik aus dem Radio mit ihrer traditionellen Musik, dem karibischem Calypso. Charakteristisch für die neue Tanz-Musik sind der gleichmäßige Walking Bass und der tanzbare Offbeat. Mit dem poppigen „My Boy Lollipop“ hat Ska 1964 seinen ersten globalen Hit. Millie Small schafft es damit in den Vereinigten Staaten auf Platz zwei in den Charts, in Deutschland auf Platz fünf. In den 1960er Jahren kommt der Ska mit der Jugendkultur der Rudeboys – jungen, oft armen und gewalttätigen Jamaikanern – nach England. Im Schmelztiegel Londons der 1960er trifft Ska auf die dekadente weiße Subkultur der Mods. Eine große, antirassistische Szene entsteht. Die Ska-Hörer setzen auf „unity“, die Einheit von Schwarzen und Weißen. Diese Haltung tragen sie auch nach außen: Durch das Emblem des Ska, ein auffälliges Schachbrettmuster, oder etwa durch die bewusste Kombination von schwarzen und weißen Kleidungsstücken, oft waren das Anzüge und Hüte. Seit den 1980er Jahren mischt sich Ska stark mit anderen populären Musikrichtungen: von Punk über Jazz und Folk bis Rap.

Damen mit entsprechender Körperfülle singen können. Auch für Ska braucht man, glaube ich, dieses südamerikanische Blut. Das kann man nicht erlernen.“

**Mad Caddies – „Monkeys“ (Fat Wreck, USA, 1998)**

Die Mad Caddies spielen weltweit auf den größten Festivals – weil sie dort hinpassen. Sie kommen aus Kalifornien und machen Ska-Punk: Eine Mischung aus klassisch karibischen Ska-Klängen mit Einflüssen der härteren Punk-Musik. In den vergangenen Jahren ist der Punk-Einfluss aber immer weiter zurückgewichen. Auch bei der schnellen Tanz-Nummer „Monkeys“ dominieren eher die Bläser und ein Banjo.

Tamara Güclü: „Was ist das denn? Stressig. Richtig stressige Clownsmusik. Irgendwann so 'ne 70er-Jahre-Otto-Waalkes-Gedächtnisgitarre. Ein bisschen peinlich.“

Dominik Leipold: „Das klingt ähnlich wie Ska-P, also Partymusik mit dem Ziel, Leute zu unterhalten. Man wusste nie, wie es weitergeht, welche verrückten Dinge sie als nächstes mit ihren Instrumenten veranstalten. Denn entspannt wollen die Jungs nicht sein. Gute Musik ist das und es macht schon Spaß.“

**Ska-P – „Cannabis“ (RCA, Spanien, 1996)**

Nicht zuletzt aufgrund seines Textes zählt „Cannabis“ zu den bekanntesten und beliebtesten Ska-Liedern unter Jugendlichen. Ska-P behandelt häufig politische Themen, in „Cannabis“ geht es um die Legalisierung von eben jenem. Die spanische Band singt spanisch und vor allem: schnell. „Cannabis“ wird teilweise als Sprechgesang vorgetragen. In Spanien und Südamerika

spielt die Band bei den größten Festivals als Headliner und ist in etwa so bekannt wie die toten Hosen in Deutschland.

Dominik Leipold: „Eins muss ich mal sagen: Ich würde eher in eine Ska-Disko gehen als in eine Disko, in der die Chart-hits laufen. Das ist ja absolute Partymusik. Okay, nach dreißig Sekunden wiederholt sich das Lied nur noch, aber der Sänger kam mir durch seinen Sprechgesang am Anfang sehr virtuos vor, sodass ich sofort darauf angesprungen bin. Da hätte man auch lauter aufdrehen können.“

Tamara Güclü: „Ska-P! Wer kennt das nicht?! Ich wollte damals das Lied unbedingt mitsingen und habe die Lyrics auf Spanisch gelernt. Außerdem auch die Hymne der Kifferjungs von früher.“

**Rusko – „Skanker“ (Mad Decent, USA, 2012)**

Eine Dubstep-Welle schwappt gerade durch die Clubs und in die moderne Popmusik. Weit oben auf dieser Welle reitet der britische Produzent Rusko, der schon mit Britney Spears zusammen gearbeitet hat. In „Skanker“ mixt er die harten, elektronischen Dubstep-Bässe mit Ska- und Reggae-Melodien.

Hugo Seebach: „Großartig! Das ist ein ganz raffinierter Wechsel der Töne. Erst ist es sehr einfach und minimalistisch, aber was dann dazu gemixt wird, ist ganz raffiniert. Dieses Stück war ganz anders als vorher.“

Tamara Güclü: „Nice! Dubstep! Schöne Auf-die-Fresse-Musik! Das legt man auf und reinigt damit den Dancefloor von Weicheiern!“



Alle Test-Lieder zum Anhören auf unserer Website

einstains-magazin.de/2013/7p=927



Friseur RUDLOFF

Gabrielstr.2 - Eichstätt

Phone: 08421-4797

www.friseur-rudloff.de

Jeder Tag ist Studententag
mit 10 % auf alle Dienstleistungen!

Ein Quantum Nostalgie

Wie die digitale Revolution die Vinyl-Kultur verändert und warum es Liebhaberstücke wie die White-Label-Platten immer geben wird.

Text Felix Mildner, Lukas Glaser und Markus Joachim

Vorsichtig zieht Florian die schwarz-weiße Schallplatte aus der Papierhülle. Er hält sie ins Licht und sucht nach Kratzern. Die Rillen glänzen. Er legt die Platte auf den Spieler und drückt den Start-Knopf. Langsam dreht sich die schwarze Schallplatte mit dem weißen Etikett. Die Nadel setzt auf dem Vinyl auf und kratzt die Rillen entlang. Es knackst ein paar Mal. Dann beginnt die Musik: harte Bässe, elektronische Beats.

Florian Neubauer ist DJ. Die Platte, die er hier auflegt, ist nicht irgendeine. Es handelt sich um eine White-Label-Pressung. Solche Schallplatten werden nur in sehr geringer Auflage produziert. Auf den White Labels befinden sich die neuesten Tracks – direkt vom Presswerk auf den Platten-Teller. An buntem Aufdruck wird gespart, es geht nur um die Musik. Früher hat man mit den schwarz-weißen Ausgaben getestet, wie eine Platte bei den Leuten ankam, bevor sie in Serienpressung ging. Neben dem regulären Verkauf verschickten Plattenfirmen kostenlose White Labels an DJs. Sie sollten neue Tracks noch vor ihrer offiziellen Veröffentlichung in den Clubs etablieren.

Heute kommen nur noch die Größen der DJ-Szene wie Ricardo Villalobos oder Sven Väth in den Genuss kostenloser White Labels. Florian muss für seine White Labels bezahlen. Und das tut er gerne. Für den 26-Jährigen sind die schwarz-weißen Scheiben fester Bestandteil der DJ-Kultur. Er gehört damit zu den wenigen, die an den White Labels festhalten. Denn mittlerweile haben Mainstream-Formate wie das MP3 die White Labels größtenteils verdrängt. Doch noch gibt es Hoffnung für die schwarz-weißen Scheiben.

Das allgemeine Schallplattengeschäft ist zwar nur ein Nischenmarkt, aber die Verkaufszahlen halten sich seit Jahren konstant. Das bestätigt der Bundesverband Musikindustrie, dem zufolge 2012 knapp eine Million Vinyl-LPs verkauft wurden. Im Verhältnis zum gesamten Tonträgermarkt handelt es sich dabei nur um ein knappes Prozent. Der Anteil von White Labels ist dementsprechend kaum messbar.

Was diese Zahlen bedeuten weiß Sascha Eggert. Er ist Mitarbeiter im *Echt Optimal*, dem größten Plattenladen Münchens. Bis vor ein paar Jahren standen hier noch 200 bis 400 White Labels pro Veröffentlichung in den Regalen. Heute verkauft das *Echt Optimal* insgesamt so viele Platten wie früher alleine White-Label-Exemplare. „Die Dinger sind nicht mehr so heiß, wie sie mal waren. Es ist einfach zu teuer geworden“, sagt Eggert. Zwar seien die Produktionskosten nicht grundsätzlich gestiegen, aber mit den modernen Formaten sei heute einfach eine kostengünstigere Alternative auf dem Markt. Trotzdem gibt es Leute, die gegen den digitalen Strom schwimmen.



Rund um die Schallplatte

So wie Andreas Bauer, der in Tiefenbach bei Landshut seine Werkstatt hat. Der 43-Jährige ist einer der letzten Plattenpresser Deutschlands. Zu seiner Arbeit ist der gelernte Radio- und Fernsichttechniker über seine Tätigkeit als DJ gekommen – natürlich mit Vinyl. Damals wurde er noch von Plattenfirmen mit den Gratis-White-Labels versorgt. Heute stellt er selbst jedes Jahr 1000 bis 2000 Exemplare für DJs und Bands her. „Für mich sind White Labels immer noch das sicherste Mittel zur Qualitätskontrolle“, sagt Bauer.

Die White-Label-Nostalgie zeigt sich auch andernorts: Im legendären Berliner Plattenladen *Hard Wax*, einem der weltweit ältesten Geschäfte für elektronische Musik, sind die Regale immer noch gefüllt mit den anonymen White Labels. Auch heute noch gilt der Laden in einem Kreuzberger Hinterhof als Hotspot der internationalen Elektroszene. Ladenmanager Thorsten Pröfrock ist ein bekennender Fan der White Labels. Die weiße Pressung verleihe den Platten eine ganz besondere Aura, die den Anschein einer Rarität erwecke. Seit neuestem verkauft das *Hard Wax* auch reguläre Serien im White-Label-Look. Oft kommen diese nur mit einer Filzstift-Beschriftung oder einem Stempel-Aufdruck daher. „Die White Labels haben die DJ-Musikszene von Beginn an begleitet“, sagt Pröfrock.

Ein Teil dieser Szene ist Dario Zenker, Mitbegründer des Münchener Techno-Labels *ILLAN TAPE*. Wie Pröfrock schätzt auch Zenker die White Labels, obwohl er sich der Situation in seiner Branche bewusst ist: „Vinyl verkauft sich zur Zeit gar nicht schlecht, aber mit den White Labels geht es bergab.“ Dem Trend zum Trotz verteilt Zenker seit kurzem wieder White Labels an die DJs aus seinem Netzwerk. Der 29-Jährige vertraut auf die altmodische Marketingvariante und nimmt Mehrkosten bewusst in Kauf: „Das kommt immer noch gut an bei meinen Leuten, im Vergleich zu MP3-Files.“ Mittlerweile veröffentlicht Zenkers Label Auflagen von 300 Exemplaren. Bei der Produktion lässt er 25 White Labels mitpressen. „Einige wollen ihre Musik immer noch in der Hand halten und nicht nur als Datei auf dem Rechner. White Labels wird es immer geben, solange es Vinyl gibt“, sagt Zenker.

Demnächst fährt er auf das *Sónar-Festival* nach Barcelona, das größte Festival elektronischer Musik in Europa. Dort wird er etwa 50 Gratismuster seiner Plattenfirma im Koffer dabei haben und verteilen – mit weißem Etikett. Ganz altmodisch.

Bis in den 80er-Jahren die CD auf den Markt kam, traten DJs in den Klubs der Welt nur mit Vinyl auf. Mit entsprechender DJ-Software genügt heutzutage ein Laptop zum Auflegen.

Bevor eine Schallplatte in Massenproduktion gehen kann, muss die vorhandene Musik auf einen vinyl-ähnlichen Rohling übertragen werden: den Master. Im Prinzip handelt es sich dabei um eine Schablone für die spätere Pressung.

Grundstoff für die Platten-Produktion ist Polyvinylchlorid (kurz: PVC). Von diesem Kunststoff hat die Schallplatte auch ihren Namen.

Bei einer Temperatur von 180 Grad und einem Druck von 110 Tonnen wird das Rillenprofil auf die Schallplatten gepresst und sie erhalten ihre charakteristische, runde Form.



Fotos: kevinmuenkel.de (r.u.); Rike/bixelio.de; flickr.com (2)

Fotos: flickr.com (2)

Auf dem Papier ist das Ende der Schallplatte längst beschlossene Sache. Ihr Anteil am deutschen Tonträgermarkt ist kaum messbar. Gründe dafür sind der Preisdruck durch Online-Anbieter und Elektronik-Großmärkte, gestiegene Ladenmieten und nicht zuletzt die Gratis-Mentalität im Internet. Doch ausgerechnet vor dem Hintergrund eines kriselnden Tonträgermarktes hält sich Vinyl in seiner Nische. Denn auch wenn die großen Plattenfirmen kaum mehr im Vinyl-Geschäft unterwegs sind, stören sich zurecht immer mehr Musik-Liebhaber an der Körperlosigkeit der Digitalmusik.

Angesichts der permanenten und vollständigen Verfügbarkeit von Musik über das Internet mag es verlockend erscheinen, sich den Gang in den Plattenladen zu sparen. Für einen Euro kann man sich seine Lieblingsstücke auf den iPod ziehen, Streaming-Dienste wie *Spotify* stellen Millionen Songs für einen begrenzten Zeitraum sogar gratis zur Verfügung. Musik per Mausclick. Warum also acht oder neun Euro für eine Single auf Schallplatte bezahlen? Den Liebhabern ist allein die Romantik jeden Cent wert: Jede Platte knistert, knackt und eiert anders. Dagegen wirkt Digitalmusik unpersönlich und geklont.

Es gibt aber auch rationale Gründe, die für Vinyl sprechen. Der warme und volle Klang zum Beispiel. Nur die Wenigsten wissen heute, dass eine Original-Aufnahme auf einem guten Plattenspieler einfach besser klingt als die digital komprimierte CD-Version. Und erst recht besser als MP3-Dateien auf dem Handy. Das Gefühl, wenn Stimmen aus einem anderen Jahrhundert durch den Raum schweben, wird bei der MP3-Kompression gnadenlos verschlungen.

Und die Szene wehrt sich dagegen. Independent-Labels veröffentlichen weiterhin LPs in winzigen Stückzahlen um ihr vinylfixiertes DJ-Klientel zu versorgen, Techno-Fetischisten ersteigern Pressmaschinen bankrotter Plattenfirmen. Vereinzelt versuchen neuerdings sogar Mainstream-Firmen mit limitierten Vinyl-Editionen aufzutrumphen.

Sicherlich, der Protest gegen die Digitalisierung findet nicht im großen Stil statt. Aber das muss er auch nicht. Die digitale Überflutung des Marktes hat eine neue Wertschätzung der exklusiven Vinyl-Produkte bewirkt. Vinyl ist wieder hip. Und das hat es den Liebhabern zu verdanken.

Plattenbörsen, auf denen Raritätensammler die Kisten durchwühlen und ihre Fundstücke vom Staub befreien, boomen. Junge Leute tragen die quadratischen Verpackungen mit dem Aufdruck ihres Plattenladens stolz vor sich her. Und die älteren Herrschaften haben die schwarzen Scheiben mit den kunstvollen Cover-Verzierungen schon längst wieder aus dem Keller geholt. Exklusive Plattenkollektionen mit dem Stellenwert einer edlen Weinsammlung – auch das ist ein Nebeneffekt der Digitalisierung. Zwar löst sich so die Wertschätzung einer Platte auch immer mehr von ihrem musikalischen Inhalt. Aber ob aus Sehnsucht nach dem Haptischen oder einfach aus Dekorationsgründen – alle Plattenkäufer haben eines gemeinsam: Sie bewahren ein Stück Kultur, das vor Jahren totgesagt wurde. Und das ist gut so. Denn Musik sollte nicht zu etwas verkommen, das man sich aus dem Netz herunterlädt und dann auf der Festplatte vergisst.

Ein Pressvorgang dauert etwa 30 Sekunden.

Für die Herstellung einer Vinyl-Scheibe werden etwa 20 Liter Rohöl verbraucht.

Je großzügiger die Rillen auf der Platte verteilt sind, desto tiefer klingen die Bässe – ein Vorteil gegenüber jedem digitalen Datenträger. Eine Rille ist etwa so breit wie ein einzelnes Haar.

Eine handelsübliche Langspielplatte (kurz: LP) hat in der Regel einen Durchmesser von 30 cm. Eine Single-Platte misst 17,5 cm.



Die meistverkaufte LP aller Zeiten ist das 1982 veröffentlichte Album „Thriller“ von Michael Jackson (Foto) mit über 100 Millionen verkauften Tonträgern.

Genussfaktor

Der Siegeszug der Musik-Downloads ist nicht mehr aufzuhalten. Doch zum Glück hat jeder Trend auch einen Gegentrend.

Ein Kommentar von Lukas Glaser

Black or White

Zwei Musikprofis, zwei Farben, aber zu viele Lieder für eine Seite. Hier das Beste aus der Einsteins-Musikredaktion.

Fotos: Viola Bernhölter



Felix Mildner



Sebastian Driemer

Jefferson Airplane – **White Rabbit**

Die psychedelische Hymne der Hippie-Band um Sängerin Grace Slick wurde maßgeblich durch zwei Faktoren beeinflusst: den Roman „Alice in Wonderland“ und LSD. Es handelt sich um einen der ersten Songs, der trotz expliziten Verweisen auf den Drogenkonsum im Radio gespielt wurde. Und das im Jahre 1967, als die Flower-Power-Bewegung gerade erst ins Rollen kam.

The Rolling Stones – **Paint it Black**

Nummer eins in den Staaten und auf der Insel (beides 1966), das muss man erst einmal schaffen. Aber wenn es die Stones nicht schaffen, wer dann? „Paint it black“ war einer der ersten Songs, der orientalische Instrumente wie die Sitar (gespielt von Brian Jones) in der Popmusik etablierte. Die Depression und der Weltschmerz, die in dem Song zum Ausdruck kommen, spiegeln auch die Verarbeitung der Geschehnisse des Vietnam-Kriegs in der amerikanischen Gesellschaft wieder. „Paint it black“ wurde 1987 im Soundtrack für den Kriegsfilm „Full Metal Jacket“ von Stanley Kubrick verwendet.

Michael Jackson – **Black or White**

Natürlich, der musste ja an dieser Stelle kommen. Dieser Hit des King of Pop wurde weltweit über fünf Millionen Mal verkauft. Das ist heute jedoch nicht mehr wirklich beeindruckend, gemessen an den Klicks diverser Youtube-Videos. Für Aufruhr sorgte jedenfalls seinerzeit (1991) das Musikvideo, in dem sich Jackson mehrmals in den Schritt greift. Er rechtfertigte seine sexuellen Gesten jedoch damit, dass es sich dabei lediglich um „die tierischen Umtriebe eines Panthers“ handle.

1

Noir Désir – **Le Vent Nous Portera**

Über 20 Jahre lang war die Rockband Noir Désir in Frankreich und teilweise auch in der Schweiz in aller Munde. Ihre oft sozialkritischen Songs verhalfen dem Quartett zu beträchtlichem Ansehen. 2001 nahmen sie die gefühlvolle Gänsehautballade (keine Kitsch-Formulierung! Stimmt wirklich!) „Le Vent Nous Portera“ auf, zu deutsch „Der Wind trägt uns davon“. Das Stück mit Landsmann Manu Chao („Bongo Bong“) stammt vom gleichfalls fantastischen Album „Des Visages Des Figures“ und wurde Noir Désirs größter Hit. 2010 löste sich die Band auf.

2

White Town – **Your Woman**

„Ich bin ein trauriger fatter Anorak, so weit vom Rock ‘n’ Roll entfernt wie nur irgendjemand sonst“, sagte Jyoti Mishra aus Indien. Trotzdem hatte er 1997 als White Town einen, einen einzigen Hit – „Your Woman“. Eine Achtspurmaschine reichte Mishra, um den groovigen Poptrack aufzunehmen. Pole Position in England, Top 25 in Deutschland und Top 2 bei Einsteins.

3

George Jones – **White Lightning**

Dieser bis in die Haarspitzen fröhliche Hinterwäldler-Boogie aus dem Jahr 1959 handelt von einem schwarzgebrannten Drink namens „White Lightning“. Wohl niemals zuvor ist das Geräusch, das ein Mensch von sich gibt, wenn er einen wirklich, WIRKLICH scharfen Drink versenkt, so charmant artikuliert worden wie vom Texaner George Jones. Jones galt als einer der besten Country-Sänger. Er starb im April dieses Jahres 81-jährig – natürlich in Nashville, Tennessee.

FÜR UNS ZÄHLT NUR
EINES – EICHSTÄTT

SWEICHSTÄTT

STADTWERKE EICHSTÄTT –
Ihr Partner für STROM,
GAS, WASSER, ABWASSER,
STADTLINIE, INSELBAD
und TIEFGARAGE.

Schwarz ist keine Farbe

Welche Rolle spielt die Hautfarbe bei uns in Deutschland?
Eine kontroverse Diskussion über Alltagsrassismus und Rechtsextremismus.

Text **Ramona Meyer, Raphaela Kaiser, Melanie Götz** und **Maria Birkmeir**
Fotos **Allan Riedel**

Eine Entschuldigung

Bei der Diskussion standen auf dem Tisch zwei Teller mit Schaumküssen, um das Thema Rassismus und Sprache zu visualisieren und die Diskussion in Gang zu bringen – für Tahir Della ein Affront. Dieses Vorgehen der Redaktion war gedankenlos und wir möchten uns entschuldigen, dass wir Teilnehmer an unserer Runde dadurch verletzt haben. Wir haben uns in Absprache mit Tahir Della dennoch entschieden, die Situation nicht nachträglich aus der Debatte zu streichen, sondern alles zu dokumentieren.



Die Teilnehmer der Diskussion (im Uhrzeigersinn von links): Dieudonné Aglewe, Ulrike von der Brelie, Moderatorin Maria Birkmeir, Tahir Della, Felix Benneckenstein.

Tahir Della, Vorstand der *Initiative Schwarzer Deutscher*, und Felix Benneckenstein, Aussteiger aus der Nazi-Szene, sind gemeinsam mit dem Zug aus München angereist. Man duzt und kennt sich. Die beiden waren schon gemeinsam zu Podiumsdiskussionen eingeladen. Ulrike von der Brelie ist Schulpsychologin und betreut Anti-Rassismus-Kampagnen an Schulen in Unterfranken. Dieudonné Aglewe stammt aus Benin und schreibt an der Katholischen Universität in Eichstätt seine Doktorarbeit, einen Vergleich deutscher und afrikanischer Märchen. Noch vor dem Startschuss der Diskussion fällt Tahir Dellas Blick auf die Teller mit den Schaumküssen.

Einsteins: Herr Della, würden Sie sich wohler fühlen, wenn wir diese Süßigkeiten wegstellen?

Della: Jeder weiß, was in den Dingen steckt. Meine Kinder würden nicht so diplomatisch darauf reagieren wie ich. Die sagen einfach „weg mit dem Dreck“. Egal, wie man die Dinger jetzt nennt. Die werden uns sehr oft angeboten, einfach um zu prüfen, was passiert. Aber meistens treffen solche Provokationen die Falschen.

Von der Brelie: Eine Kollegin hatte ein solches Erlebnis mit einem schwarzen Schüler in einer Bäckerei. Davor wäre ich nie drauf gekommen, dass sich ein Kind von so etwas so provoziert fühlt.

Felix Benneckenstein: Ich habe wirklich, ohne Schmallern, nicht an das Wort „Negerkuss“ gedacht. Gar nicht! Erst als Tahir es gesagt hat. Ich habe die Dinger gesehen und mir gedacht: Na super, Schaumküsse! Ich bin Veganer, da ist Milch drin – ess ich nicht!

Della: Unabhängig davon wie die Dinger jetzt genannt werden. Das Konstrukt bleibt erhalten, die Markierung bleibt bestehen – egal, wie die weiße Mehrheitsgesellschaft das wahrnimmt.

Herr Della, worin besteht der Unterschied zwischen Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Alltagsrassismus?

Della: Alltagsrassismus heißt nichts anderes als der Rassismus, der sich gegen schwarze Menschen richtet und praktisch in jeder Gesellschaft und auf jeder Ebene auftaucht. Rassismus hat dabei zunächst weder etwas mit Rechtsextremismus noch mit Fremdenfeindlichkeit zu tun, sondern ist eine historisch gewachsene Ideologie, die Menschen markiert, auf bestimmte Eigenschaften festschreibt und sie deswegen diskriminiert. Tatsächlich ist Diskriminierung und Ausgrenzung ein Problem aller. Rassismus ist also kein Problem von schwarzen Menschen. Wenn man Rassismus überhaupt eingrenzen will, ist es ein Problem von weißen Menschen.

Aglewe: Sie haben gerade gesagt, dass Rassismus eine historisch gewachsene

Sache ist. Das Problem ist: Man hat schon diese Ideologie im Kopf, dass die weiße Rasse der schwarzen Rasse überlegen ist und viele Klischees sind schon vorhanden. Wenn ein schwarzer Mann dann einmal schlecht handelt oder einen schlechten Eindruck vermittelt, verstärkt das diese rassistische Ideologie. Rassismus hat viele Gründe. Ich sage auch immer, dass teilweise auch die schwarzen Menschen dafür verantwortlich sind. Wenn ein weißer Mann eine schlechte Erfahrung mit einem schwarzen Mann macht, dann neigt er dazu, nicht mehr zu differenzieren oder zu überlegen: Wie ist das passiert? Warum hat er sich so verhalten? Sind wirklich alle Menschen so?

Von der Brelie: Sie haben gerade gesagt, schwarze Menschen sind sogar Schuld am Rassismus...

Della: Schuld nicht, vielleicht verstärkt...
Aglewe: Vielleicht hab ich mich nicht richtig ausgedrückt.

Della: Nein, ich glaube, Sie haben sich schon richtig ausgedrückt. Der Punkt ist: Die Klischees finden letztendlich Bestätigung in den Einzelfällen. Und diese Einzelfälle werden dann auf die gesamte Gruppe übertragen. Das ist letztlich Rassismus. Die Markierung findet vorher statt, mit ganz bestimmten Bildern, oder findet ständig statt, unabhängig davon, wie Sie und ich uns verhalten. Wenn beispielsweise weiße Hooligans bei Fußballspielen eine Schlägerei anzetteln, dann ►

wird nicht die gesamte jugendliche weiße Bevölkerung in Geiselnhaft genommen oder mit diesem Bild stigmatisiert.

Kann man die Realität ändern, indem man Sprache ändert? Um ein Beispiel zu nennen: Otfried Preußler hat zugestimmt, dass in „Die kleine Hexe“ das Wort „Negerlein“ abgeändert wird. Ist das nun Zensur oder ist das politisch korrekt?

Della: Ein Buch wird nicht besser, wenn man das Wort nicht mehr benutzt. Es wird niemals die Gesamtsituation verändern. Die Gesellschaft ist dadurch nicht rassistisch. Es muss wesentlich mehr passieren! Nehmen wir zum Beispiel „Pippi Langstrumpf“. Dieses Buch ist durch und durch kolonialrassistisch und sexistisch! Und wenn man sich die Zeit ansieht, in der das Buch entstanden ist, und die Autorin, die das Buch geschrieben hat, wird man sehr schnell merken, dass das Buch insgesamt eigentlich... ja, jetzt hätte ich beinahe Index gesagt... nicht mehr publiziert werden sollte und schon gar nicht als Kinder- oder Jugendbuch!

Herr Benneckenstein, Sie schreiben ja selbst mittlerweile Artikel, auch fachspezifisch über die rechte Szene. Wie kommt das an?

Benneckenstein: Selbst als Neonazi-Aussteiger werde ich als Linksextremist diffamiert. Überall.

Von der Brelie: Von den ehemaligen eigenen Reihen?

Benneckenstein: Von allen möglichen Seiten. Auch von der Polizei. Wenn man sich extrem gegen Rechts engagiert, ist man gleich extrem links.

Alltagsrassismus lässt sich nur schwer verbieten. Aber bei Taten, die gegen das Gesetz verstoßen, kann man Anzeige erstatten.

Della: Wenn Dinge strafrechtlich relevant werden, dann kann man theoretisch dagegen vorgehen. Aber die Frage ist: Wie erfolgreich ist man? Zum Beispiel: In Koblenz gab es kürzlich einen Rechtsstreit. Ein Student hat gegen die Bundespolizei geklagt, weil er ständig kontrolliert worden ist. Irgendwann hatte er keine Lust mehr, sich ständig ausweisen zu müssen, nur weil er schwarz ist. Der Polizist hat sogar zugegeben, dass er ihn kontrolliert hat, weil er schwarz ist. Und der Student hat nicht Recht bekommen.

(Anm. d. Redaktion: Der Student bekam in letzter Instanz vor dem Bundesverfassungsgericht Recht.)

Es ist nicht immer so, dass alle Dinge, die wir als rassistisch markieren und die auch strafrechtlich relevant sind, auch strafrechtlich geahndet werden. Dazu kommt und das meinen Sie wahrscheinlich (*zeigt auf von der Brelie*), dass Rassismus ein sehr tiefsitzendes und umfassendes System ist und völlig unterschiedlich wahrgenommen wird. Von uns wird es unterschiedlich wahrgenommen und auch innerhalb der Gesellschaft wird die Handlungs-

Rassismus in Ihren Liedern ja nicht nur benutzt, sondern auch verbreitet.

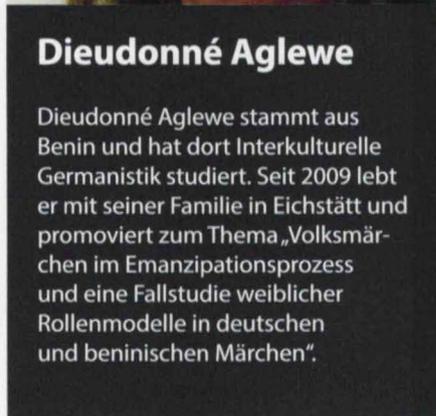
Benneckenstein: Die Texte habe ich zu Zeiten geschrieben, in denen ich noch sehr besessen und radikal war. In diesen Texten habe ich wiedergegeben, was mich wirklich emotional bewegt hat.

In „Bock auf Freiheit“ heißt es: „Sie fürchten unsere Zeichen, unsere Parolen, unsere Worte, sie haben Angst vor der Wahrheit, führen die Besatzerlügen fort, doch das alles beginnt zu brechen, diese Zeit ist bald vorbei, das Volk steht



Ulrike von der Brelie

Ulrike von der Brelie hat Germanistik und Schulpsychologie studiert. Als Regionalbeauftragte für Demokratie und Toleranz des Kultusministeriums begleitet sie Anti-Rassismus-Kampagnen an Schulen, beispielsweise das deutschlandweite Projekt „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“.



Dieudonné Aglewe

Dieudonné Aglewe stammt aus Benin und hat dort Interkulturelle Germanistik studiert. Seit 2009 lebt er mit seiner Familie in Eichstätt und promoviert zum Thema „Volksmärchen im Emanzipationsprozess und eine Fallstudie weiblicher Rollenmodelle in deutschen und beninischen Märchen“.

wieder auf und unser Deutschland wird wieder frei.“

Benneckenstein: Reimt sich immerhin! (*lacht*)

Von der Brelie: Ist das rassistisch?

Benneckenstein: Damit ist gemeint, naja, die Besatzerlügen, die darin erwähnt werden, meinen natürlich die Befreiung Deutschlands vom Faschismus. Sobald das BRD-Konstrukt weg ist, müssen aus Sicht der rechten Szene die falschen Menschen weg, damit Deutschland wieder frei ist.

Della: Menschen, die nicht als Deutsche anerkannt werden.

notwendigkeit ganz unterschiedlich bewertet. Ab wann muss ich gegen Dinge vorgehen, ab wann ist was rassistisch? Ab wann kann ich sagen: „Es ist nicht so schlimm, jetzt regt euch mal nicht gleich auf?“

Von der Brelie: Da muss ich noch zwischen Verhalten und Einstellung unterscheiden. Also Verhalten ist strafrechtlich relevant, aber Einstellungen nicht.

Della: Die sind ja auch nur schwer nachweisbar.

Herr Benneckenstein, in Ihrer aktiven Zeit als rechter Liedermacher haben Sie

Von der Brellie: Da gibt's ja wesentlich deftigere Texte. Die von Landser beispielsweise, die wirklich ganz klar rassistisch sind.

Benneckenstein: Die habe ich auch gespielt bei Auftritten. Die muss man spielen, wenn man in der Szene unterwegs ist, sonst wird man nicht gebucht. Das Schlimme ist – ich war halt wirklich krank in der Birne – dass ich selber nicht weiß, was ich davon wirklich ernst gemeint habe. Wie weit ich das selber geglaubt habe, von dem Kampf, dem Krieg, der noch kommen wird. Das ist sehr schwie-

Frau von der Brellie, eine Frage an Sie als Schulpsychologin: Woher kommt denn dieser Hass auf das Fremde?

Von der Brellie: Auf der entwicklungspsychologischen Seite ist es so, dass ein Kind – das passt zu eurem Thema Schwarz-Weiß – klare Richtlinien braucht, weil es noch nicht differenzieren kann. Die Sicherheit, Bestimmtes einzuordnen, ist eine rein intellektuelle Entwicklung, die erst später kommt. Alles, was anders ist, was fremd ist, macht Angst. Das kriegt man schon als Kind mit, wenn man spielt: „Wer hat Angst vorm schwarzen Mann“.

Und alles, was fremd ist, muss ich erst einmal von mir wegbringen, weil es mich beängstigt. Wenn jemand aber erwachsen ist, eine ausgereifte Persönlichkeit hat, dann sollte man eigentlich Fremdes als Chance sehen.

Herr Aglewe, Sie haben selbst eine kleine Tochter. Was sind Ihre Erfahrungen?

Aglewe: Ich habe eine Tochter, die ist jetzt fünf Jahre alt, und einen Sohn, der ist drei. Die Sprache war für meine Kinder am Anfang das größte Problem. Doch insgesamt ist alles gut gelaufen. Meine Tochter geht in den Kindergarten. Natürlich merkt man den Blick der anderen und stellt Vergleiche mit den anderen Kindern an, die nicht schwarz sind. Es ist nicht immer leicht. Zum Beispiel im Kindergarten: Die Art und Weise, wie sich manche Erzieherinnen um andere Kinder kümmern, ist nicht die gleiche, wie sie sich um meine Tochter kümmern. Man merkt einfach, dass Rassismus ein Alltagsproblem ist. Es kommt darauf an, welche Menschen man trifft. Es gibt Leute, für die Rassismus kein Problem ist. Sie haben kein Problem mit Menschen aus einem anderen Kulturraum, für sie sind alle Menschen gleich. Aber es kommt auch vor, dass man auf Leute trifft, die in ihrem Kopf viele Klischees haben. Sie kennen dich nicht. Aber beim ersten Anblick haben sie schon viele Gedanken im Kopf: „Der ist so, der ist so, der ist so“, sodass sie zweckmäßig reagieren. Sie lernen dich nicht persönlich kennen.

Della: Weiße Menschen nehmen sich im Prinzip immer als die Norm wahr. Weiße Menschen würden sich nie bewusst als „weiß“ positionieren.

Von der Brellie: Ich finde das spannend, was Ihr beide sagt. Du sagst: „Ich will, dass alle Menschen gleich sind.“ Ich würde sagen: Nein! Ich will nicht, dass alle Menschen gleich sind! Es ist doch furchtbar, wenn jeder gleich ist.

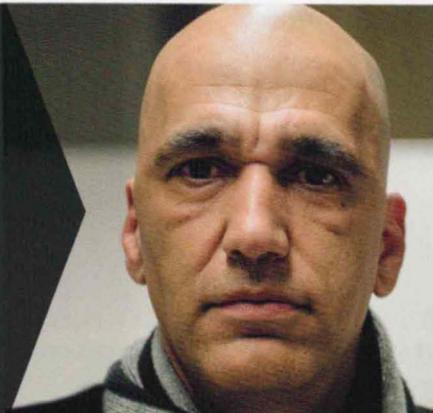
Della: Ich habe das als Vision verstanden.

Von der Brellie: Das ist furchtbar. Das ist für mich Gleichmacherei. Ich will doch nicht im Gleichschritt laufen! Ich will verschieden sein. Und ich will die Verschiedenheit. Vielfalt ist bunt. Ich will, dass jeder anders sein kann. „Anderssein“ ist für mich positiv.

Aglewe: Es kommt drauf an, was man unter „gleich“ versteht. Zum Beispiel: Wenn ein Mensch einen anderen Menschen einen Affen nennt. Ein Affe ist ►

Tahir Della

Tahir Della ist von Beruf Fotograf und ehrenamtliches Vorstandsmitglied der *Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD)*. Die Initiative beschäftigt sich mit schwarzer deutscher Geschichte, historischem und gegenwärtigem Rassismus und Maßnahmen gegen Diskriminierung.



Felix Benneckenstein

Felix Benneckenstein war über zehn Jahre lang in der rechten Szene aktiv, NPD-Mitglied und trat als „Liedermacher Flex“ bei rechtsradikalen Veranstaltungen auf. Zusammen mit anderen ehemaligen Neo-Nazis hat er die Organisation *Aussteigerhilfe Bayern* gegründet, um andere Aussteiger zu unterstützen.



rig. Aber auf Rassismus ist diese ganze Ideologie aufgebaut und somit war es auch meine CD.

Von der Brellie: Auf die Überlegenheit der Rasse ist das aufgebaut.

Benneckenstein: Heutzutage argumentiert die Szene so, dass sie nicht die verschiedene Wertigkeit der Menschen beurteilen würde, sondern die Verschiedenartigkeit. Das zeigt einfach, wie verzwickelt das ist. Wie schnell auch viele Menschen den Parolen zustimmen, wenn man das Wort „Nationalsozialismus“ außen vor lässt. Man erntet dann viel Zustimmung draußen auf der Straße.

Was in den 70er Jahren ohne Bedenken überall gespielt wurde.

Benneckenstein: Wir haben das in der Grundschule auch noch gespielt.

Von der Brellie: In meinem Umfeld sind keine schwarzen Kinder aufgewachsen. Deshalb konnte man nicht sagen, dass hinter dem „schwarzen Mann“ eine reale Geschichte, ein Mensch steckt. Das war nur ein Begriff. Als Jugendlicher braucht man Identität. Das ist die wichtigste Entwicklung, die man machen muss. Identität heißt, dass ich erst einmal feststellen muss: „Wer bin ich? Bin ich wie die Anderen? Kann ich mich manifestieren?“



Schulpsychologin Ulrike von der Brelie hat mit Schülern der zehnten Klasse antirassistische Plakate und Postkarten gestaltet.

ein Tier. Und wenn für einen Menschen ein anderer Mensch ein Affe ist, dann ist er eigentlich kein Mensch mehr.

Von der Brelie: Ist der Begriff „Depp“ denn schöner als „Affe“?

Aglewe: Ich wollte nur darauf hinweisen, dass sich dieses Wort „gleich“ auf den Menschen als Individuum bezieht.

Benneckenstein: Jeder soll anders sein als Individuum. Das ist meine Vision, die ich mittlerweile habe. Wir müssen meiner Meinung nach weg vom Gruppendenken. Das Schwarz-Weiß-Denken hat ja schon fast etwas mit Rassen zu tun.

Della: ... die es nicht gibt.

Aglewe: Im Grunde genommen verfügt jeder über alle Eigenschaften, die ein Mensch haben sollte oder haben muss. Und genau das nenne ich „gleich“.

Von der Brelie: Dann müssen wir uns die Zeit nehmen, „gleichwertig“ zu sagen. Denn unter „gleich“ kann ich Gleichmacherei verstehen, und das suggeriert, wir wollen das Gleiche, wir müssen alle gleich ausschauen, wir haben den gleichen Hintergrund. Das ist aber Quatsch und das meinen wir ja auch nicht.

Aglewe: Nein, das denke ich nicht, und deswegen habe ich auch Interkulturelle Germanistik studiert. Es gibt verschiede-

Blackfacing

Blackfacing hat seinen Ursprung in den so genannten „Minstrel-Shows“. Diese Vergnügungsshow waren im 19. Jahrhundert in den USA populär. Ein weißer Schauspieler malte sich das Gesicht mit schwarzer Farbe an und karikierte stereotypes „schwarzes Verhalten“, sodass sich das weiße Publikum darüber lustig machen konnte.

ne Kulturen, verschiedene Denkweisen und als Mensch muss man offen sein, um das Andere kennenzulernen.

Ulrike von der Brelie hat eine Schachtel mit Postkarten mitgebracht. Schüler der zehnten Klasse des Friedrich-Koenig-Gymnasiums in Würzburg haben sie im Rahmen einer Anti-Rassismus-Kampagne gestaltet. Tahir Della betrachtet eine Karte, auf der angemalte Gesichter zu sehen sind, in den Farben der Deutschlandfahne. Darunter steht: „Herzlich willkommen – wer immer du bist“.

Herr Della, Sie sehen nicht überzeugt aus?

Von der Brelie: Das ist schwarz, rot, gold.

Della: Ja, ich weiß und ich sehe, was das ist. Es gibt ein Stilmittel, das heißt „Blackfacing“. Ein Stilmittel, das Menschen konstruiert und Menschen festschreibt. Die Frage ist: Ist es zielführend oder sinnvoll, mit Mitteln, die von schwarzen Menschen als problematisch empfunden werden, gegen Rassismus anzukämpfen? Es mangelt an einer tiefgehenden Auseinandersetzung mit dem Thema Rassismus. Wie tief er letztendlich verankert ist in der Gesellschaft, das zeigt sich bei Rechtsextremen, aber auch bei solchen Sachen (*deutet auf die Karte*).

Von der Brelie: Das ist schwarz, rot, gold. Die Intention der Schüler ist: „Herzlich willkommen – wer immer du bist!“ Farbe spielt dabei keine Rolle. Es ist die Fahne, es ist Deutschland!

Della: Aber was bleibt bei mir im Kopf hängen? (*tippt mit dem Finger auf die Karte und hält sie hoch*) Das ist doch die Frage!

Dieudonne Aglewe musste die Gesprächsrunde an dieser Stelle leider früher verlassen.

Herr Benneckenstein, Sie wollten noch etwas zu den Postkarten sagen?

Benneckenstein: Ich finde die Postkarten gut und Kampagnen gegen Rechts-Extremismus generell auch. Aber es darf nicht dahin gehen, dass wir Menschen bekämpfen! Die Aussteigerarbeit ist wichtig, weil ich der festen Überzeugung bin, dass Rassismus wirklich überwindbar ist. Rassismus ist kein Problem, das für die Ewigkeit sein muss. Dafür müssen wir aber ganz klar die Leute ausgrenzen, die diesen Rassismus in die Gesellschaft reinbringen, wie die NPD. Das Gesetz muss dafür sorgen, dass es nicht erlaubt sein kann, Rassismus zu verbreiten.

Aber rassistisches Denken kann man niemandem verbieten.

Benneckenstein: Die Tabuzone ist aber woanders, wenn man die Gesetze härter macht.

Von der Brellie: (*etwas ironisch*) Sind Sie jetzt für harte Gesetze?

Della: Aber das ist doch ein Aspekt, der wichtig ist! Wenn ein Staat diese Gesetze zur Anwendung bringt, dann ist das schon ein Signal für die Gesellschaft insgesamt. Dass Rassismus scheiße ist zum Beispiel! Und dass es eben nicht okay ist, wenn Leute ständig in der Arbeit diskriminiert werden und dass es nicht okay ist, wenn man Leute stigmatisiert, ins Gefängnis steckt oder im schlimmsten Fall sogar umbringt.

Von der Brellie: Aber da reicht doch: „Die Würde des Menschen ist unantastbar“.

Della: Ja...

Benneckenstein: Aber umsetzen...

Von der Brellie: Ja, das Umsetzen ist hier dann das Problem.

Della: Aber die Würde wird doch ständig angetastet! Permanent! Das ist genau wie

die Streichung der Wörter nur ein kleiner Schritt in Richtung einer rassistischn freien Gesellschaft.

Von der Brellie: Aber jetzt muss ich Sie mal ganz persönlich fragen: Werden Sie als Schwarzer diskriminiert? Ich denke, dass Herr Aglewe damit wesentlich mehr Probleme hat als Sie.

Della: Wie kommen Sie auf die Idee? Glauben Sie tatsächlich, dass das Empfinden über Rassismus davon abhängig ist, wie dunkel oder hell man ist?

Von der Brellie: Nein, sondern davon wie man von anderen wahrgenommen wird. Bei mir kommt optisch erst mal Ihr Kurzhaaarschnitt an, nicht Ihre Hautfarbe. Ich

Della: „Schwarz ist keine Farblehre, das ist eine politische Positionierung.“

nehme Sie ganz anders wahr.

Della: Ich habe nicht von der Zuschreibung gesprochen. Glauben Sie tatsächlich, dass das Empfinden über Rassismus davon abhängig ist, wie dunkel oder hell jemand ist?

Von der Brellie: Ja.

Della: Ernsthaft?

Von der Brellie: Sie werden anders konfrontiert damit.

Della: Woher wissen Sie das?

Von der Brellie: Weil ich sonst ja auch diskriminiert werden würde.

Della: Meinen Sie, dass wir beide in der Gesellschaft gleich wahrgenommen werden, weil ich ein bisschen heller bin als Herr Aglewe?

Von der Brellie: Sie werden doch nicht als Schwarzer wahrgenommen.

Della: Woher wollen Sie das wissen?

Von der Brellie: Weil ich Sie so nicht wahrnehme.

Della: Sie gehen von ihrer reinen subjektiven Wahrnehmung aus.

Von der Brellie: Natürlich.

Della: Ja, aber Sie denken schon weiter. Und der Punkt ist doch der: Selbst, wenn die Leute mich nicht als schwarz wahrnehmen, weiß ich trotzdem: Ich bin schwarz. Mein Vater war schwarz, meine Großmutter war schwarz. Mal krieg ich eine auf die Fresse. Mal werde ich angehalten. Mal werde ich nicht als Deutscher wahrgenommen. Die ganze Palette! Die Idee, dass Rassismus davon abhängig ist, wie dunkel oder wie hell man ist, wäre genauso paradox, wie zu sagen, Sexismus betrifft nur Frauen, die wirklich weiblich sind.

Einsteins: Herr Benneckenstein, glauben Sie, dass Herr Della wegen seiner helleren Hautfarbe weniger Probleme mit der rechten Szene hätte?

Benneckenstein: Das glaube ich tatsächlich. Aber nicht weil er weniger schwarz ist... (*Tabir will unterbrechen*) ... sondern weil er einfach älter ist und im Businesslook daherkommt. Da boxt man sich dann lieber mit Jugendlichen.

Della: Ich hab kein Problem damit. Es kann schon sein, dass irgendwelche Fatschos vielleicht nicht sehen, dass mein Vater Afro-Amerikaner war. Das ist auch völlig zweitrangig. Entscheidend ist die eigene Perspektive. Irgendwann musst du dich positionieren. Da fängt das rassistische Konstrukt schon an. Schwarz ist keine Farblehre, das ist eine politische Positionierung. Wissen Sie das?

(*er schaut Frau von der Brellie an*)

Ich glaube nicht, dass Sie das wissen! ▣



Alltagsrassismus: Betroffene erzählen ihre Geschichte

einsteins-magazin.de/2013/?p=1085

**LBS****YOUNG & CLEVER**
Die junge LBS.**Beratung – so individuell wie Du!**

Weil jeder andere Wünsche und Bedürfnisse hat, sollte die Beratung auch auf deine individuelle Situation und deine Vorstellungen abgestimmt sein. Nur so bekommst du auch, was du willst.

Dein Experte der LBS zeigt dir gerne alle Möglichkeiten. Ruf ihn doch gleich heute an.

LBS-Geschäftsstelle

Westenstraße 16, 85072 Eichstätt, Telefon: (0 84 21) 90 12 02

www.lbs-bayern.de

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

Sparkassen-Finanzgruppe

Immobilien
Finanzierung
Bausparen
Ihr LBS-Experte



Rebellen auf dem Vormarsch

Die Themen sind brisant, der Ton ist rau, das Publikum begeistert: Die multikulturelle *Rebell Comedy* lacht über Schwarz-Weiß-Denken.

Text **Paul Middelhoff**

Banaïssa Lamroubal auf der Bühne in Düsseldorf

Foto: charinphoto.com



Ein Blick in die Zuschauerreihen: Krause, schwarze Locken neben blonden Zöpfen, hier ein Kopftuch, da eine Baseball-Kappe. Auf der Bühne steht Usama Elyas, stemmt eine Hand in die Hüfte und ruft ins Publikum: „Das Leben eines arabischen Haares ist hart: Irgendwann verlässt es den Kopf und zieht in Richtung Süden.“ Die dunklen und hellen Gesichter im Publikum lachen ausgelassen – *Rebell Comedy* ist in der Stadt. Fernsehgrößen wie Mario Barth waren ihnen zu brav und abgegriffen. Also stellten Usama Elyas, Sohn saudi-arabischer Eltern, und der Deutsch-Iraner Babak Ghassim im Jahr 2008 eine eigene Comedy-Show auf die Beine: *Rebell Comedy*.

Das Team: Junge Studenten und Berufsanfänger, alle zwischen zwanzig und dreißig, alle mit ausländischen Wurzeln. Nach ersten Auftritten in kleinen Theatern und Clubs in Nordrhein-Westfalen rollt der *Rebell Comedy*-Tourbus mittlerweile durch ganz Deutschland, er macht Halt in München, Berlin und Hamburg – 4000 Zuschauer besuchten die letzte Tour. Auf Facebook gefällt 10000 Nutzern die Seite der Gruppe, Videomitschnitte

ihrer Shows werden auf Youtube mehrere hunderttausend Mal aufgerufen.

Auf der Bühne fliegen die Fetzen: Nachdem Thilo Sarrazin im Jahr 2010 mit seinem Buch „Deutschland schafft sich ab“ das Land in eine Integrationsdebatte stürzte, holte *Rebell Comedy* zum Gegenschlag aus: Sie nannten eines ihrer Programme „Deutschland lacht sich schlapp“, machten sich über Sarrazin und seine Wut lustig und spielten jedes Mal vor ausverkauften Sälen. Banaïssa Lamroubal, ein marrokanisch-stämmiger Comedy-Rebell, spricht von sich selbst auf der Bühne als „Kanake, der auf Fotos immer besonders grimmig guckt.“

Usama Elyas traut sich sogar an den heiklen Konflikt zwischen Palästina und Israel heran: „All diese Klischees, Vorurteile und Konflikte tun nicht mehr so weh, wenn man gemeinsam darüber lacht.“ Genau hier liegt der Kern der rebellischen Auftritte: „Indem wir uns ganz gezielt über Probleme in der Gesellschaft lustig machen wird deutlich, wie sinnlos Schwarz-Weiß-Denken ist. Buchstäblich lächerlich eben.“

Wir machen
Euch



für Studium, Beruf
und Freizeit !

Dom-Apotheke
Domplatz 16
85072 Eichstätt
Tel. 08421 / 1520
Fax 08421 / 80124

Menschenjagd

In Tansania verkaufen Schamanen Körperteile von Albinos und machen Geschäfte mit dem Aberglauben anderer Leute.

Text **Matthias Hohn**

Ein schrumpeliger Finger im Einmachglas – ein paar hundert Euro. Ein Bein, sauber abgetrennt mit einer Machete – mehrere tausend Euro. Was klingt wie Szenen aus einem Horror-Streifen, ist das Geschäftsmodell mancher „witch doctors“ in Tansania. Sie machen Jagd auf Albinos und töten die weißen Schwarzen. Anschließend zerlegen und verkaufen sie die Körper. Zwar sind Angaben dazu vage, aber bis zu hunderttausend Euro lassen sich damit verdienen.

Die Käufer sind oft arm und verfallen den Schamanen und ihren Versprechungen. Sie hoffen auf die heilende Wirkung einer abgetrennten Hand oder auf magische Kräfte und Glück. Ein lukratives Geschäft für Menschenjäger. Seit 2008 zählte die Organisation Amnesty International 48 solcher Ritualmorde an Albinos in Tansania.

Den Unterschied zwischen Jäger und Gejagtem macht ein Pigment: Melanin. Es sorgt bei den meisten Menschen für die Färbung der Haut und schützt vor UV-Strahlen. Die Haut von Albinos produziert zu wenig oder überhaupt kein Melanin. Deswegen haben Albinos sehr helle Haut und erkranken besonders häufig an Hautkrebs. Einer Unicef-Studie zufolge sterben 98 Prozent aller Albinos in Afrika an den Folgen von Hautkrebs. Sie bräuchten teure Spezialcremes, um sich vor der Sonne zu schützen – aber oft finden sie nicht einmal Arbeit. Stattdessen werden sie als Geister beschimpft. Besonders auf dem Land, wo manche Menschen immer noch an die Wunder der Schamanen glauben. In Afrika ist die Wahrscheinlichkeit, ein Albino-Kind zur Welt zu bringen, wesentlich höher als in Europa. Die Gründe dafür sind nicht eindeutig festzustellen. Möglich ist aber, dass die vererbte Krankheit durch Eheschließungen innerhalb von Familienclans weitergegeben wird. Der Genpool bleibt zwar klein, die Wahrscheinlichkeit, dass der Albinismus an Kinder weitergegeben wird, steigt dagegen an.

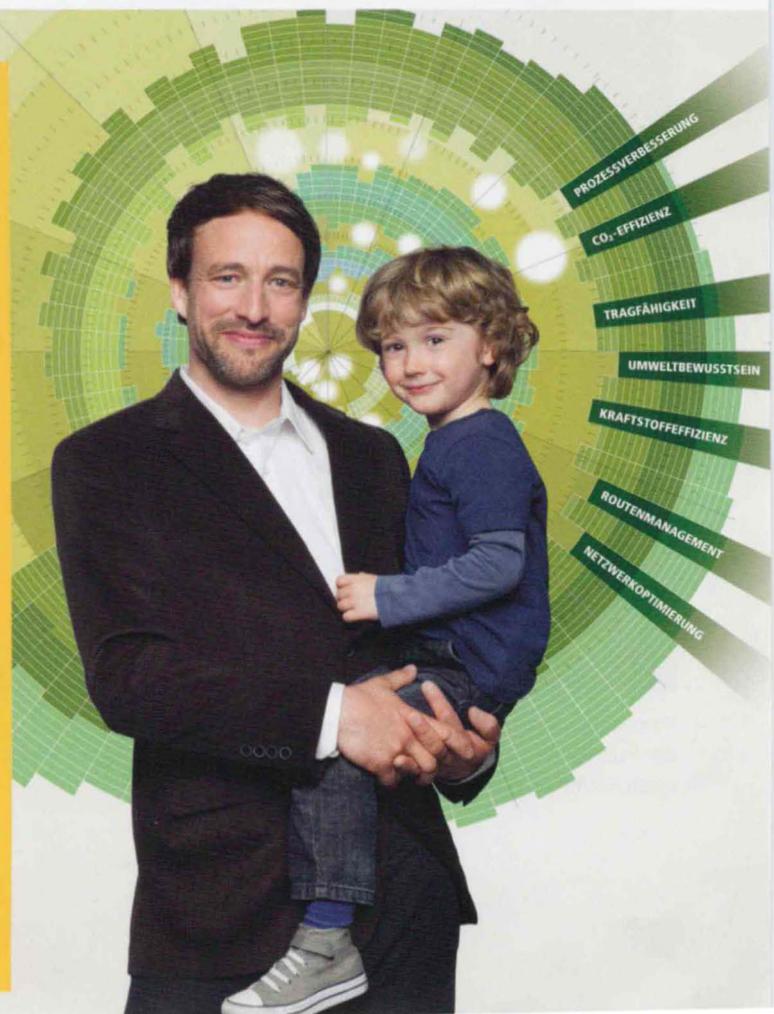
Seit die Morde an Albinos zugenommen haben, verschärfte die Regierung in Tansania ihre Maßnahmen: Mutmaßlichen Tätern drohen lange Haftstrafen bis hin zur Todesstrafe. Mit Erfolg: Laut einem Bericht von Amnesty International gab es 2011 und 2012 keinen Mord mehr, aber immer noch 13 versuchte Morde. Zwei Menschen wurden Gliedmaßen abgehackt, sie überlebten schwer verletzt. Das zeigt, dass trotz aller Erfolge das derzeitige Engagement der Regierung noch nicht ausreicht.

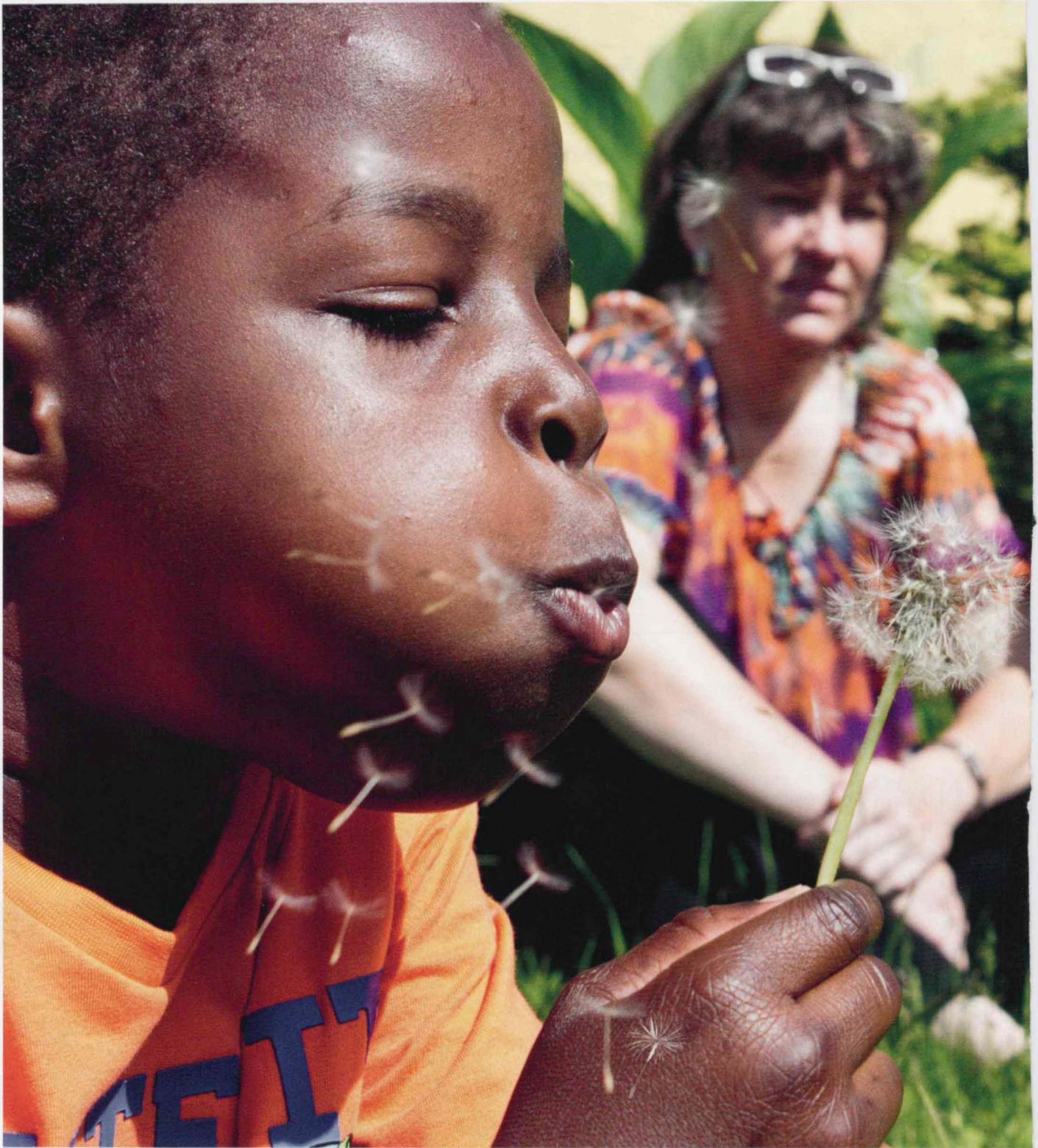
NACHHALTIGE LÖSUNGEN. UNSER VERSPRECHEN AN SIE, FÜR DIE WELT UND DIE ZUKUNFT.

In einer immer komplexeren Welt tragen unsere zukunftsfähigen und flexiblen Logistiklösungen nachhaltig zu Ihrem Erfolg bei. Gleichzeitig liefern wir mit unserem GoGreen-Klimaschutzprogramm ebenso gute Perspektiven für unsere Umwelt.

www.dp-dhl.de/verantwortung

Deutsche Post DHL





Vom ersten Moment an war Matteo ein Teil der Familie. Dass er eine andere Hautfarbe hat, spielt für ihn und seine Eltern keine Rolle.

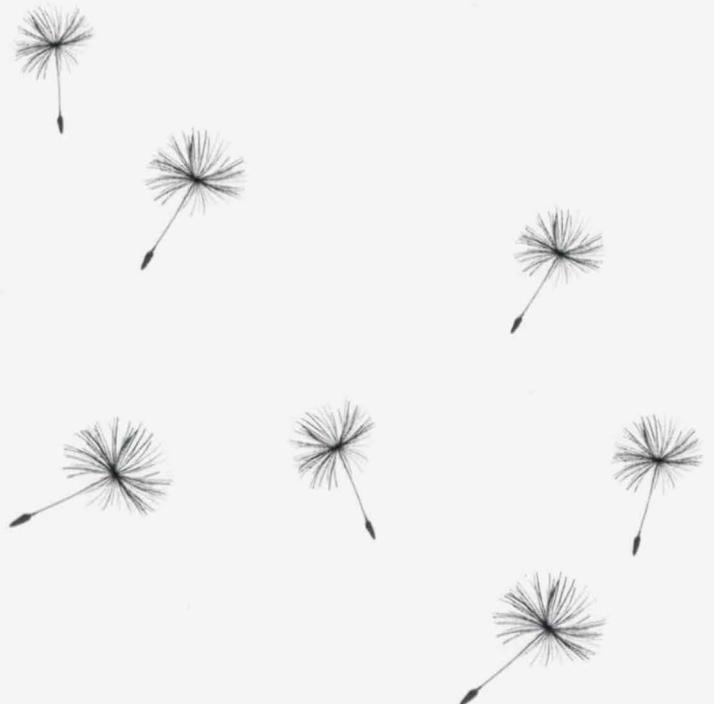




Mein Kind aus der Fremde

Für Paare, die ein Kind adoptieren möchten, gibt es häufig nur eine Möglichkeit: eine internationale Adoption. Doch die dauert lange, kostet viel Geld – und am Ende steht nicht immer das große Familienglück. Zwei Mütter erzählen.

Text **Sophia Schirmer**
Fotos **Sabrina Friedrich**



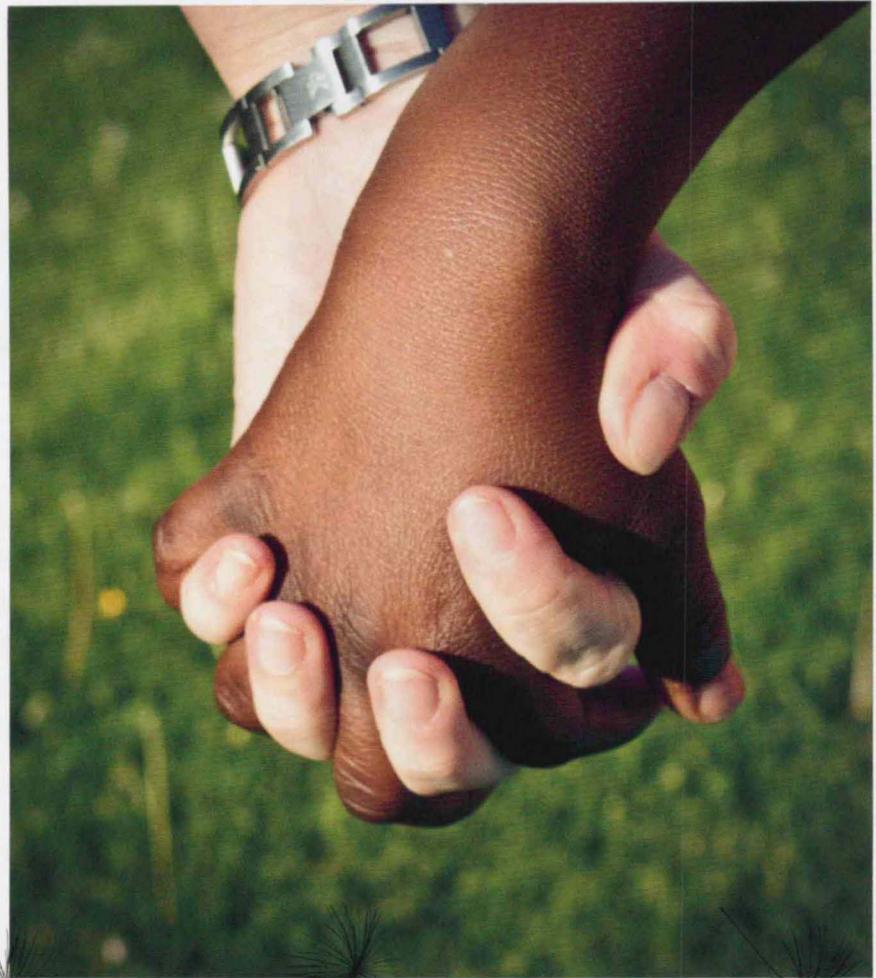
Aaaaauus!“, brüllt Matteo, pfeffert seinen Federballschläger ins Gras und reckt die Arme in die Luft. „Sven, wir haben gewonnen!“, ruft er und grinst den blonden Jungen, der neben ihm steht, an. Matteo streckt die Hand aus und Sven schlägt ein. Für einen kurzen Moment liegt Svens helle Hand in Matteos dunkler.

Matteo Sattler (8) und Sven Hofmann (7) sind beste Freunde. Sie gehen in die gleiche Klasse, trainieren im selben Fußballverein und treffen sich nachmittags oft zum Spielen. Dass sie vollkommen unterschiedlich aussehen, scheint die beiden nicht zu stören. Denn Matteo lebt zwar seit sechs Jahren im oberfränkischen Forchheim, doch eigentlich kommt er aus Haiti. Als Matteo zwei Jahre alt war, haben ihn Barbara (42) und Stefan (44) Sattler adoptiert.

Matteo Sattler ist durch eine sogenannte internationale Adoption nach Deutschland gekommen. Das bedeutet, dass ihn seine Eltern im Ausland adoptiert und anschließend nach Deutschland geholt haben. Die Zahl dieser internationalen Adoptionen ist seit einigen Jahren rückläufig. „Das liegt vor allem daran, dass klassische Herkunftsstaaten mittlerweile versuchen, elternlose Kinder im eigenen Land unterzubringen“, erklärt Claudia Flynn. Sie leitet die Zentrale Adoptionsstelle des Bayerischen Landesjugendamtes.

Gleichzeitig gewinnen internationale Adoptionen gerade für deutsche Paare an Bedeutung: „In Deutschland werden mittlerweile überwiegend Verwandten- oder Stiefelternadoptionen durchgeführt“, sagt Flynn. „Wenn sich Paare ein fremdes Kind wünschen, haben sie in Deutschland kaum eine Chance. Auf ein zur Adoption freigegebenes Kind kommen in Bayern etwa zehn Bewerber.“

Deshalb hat sich auch Natascha Potsch (34) wie Familie Sattler für eine internationale Adoption entschieden. „Ich kann keine leiblichen Kinder bekommen, wollte aber unbedingt Kinder haben“, sagt Natascha Potsch. „Ein Kind in Deutschland adoptieren zu wollen, ist aussichtslos. Also habe ich nach einem anderen Weg gesucht.“ Gemeinsam mit ihrem Mann hat sie sich für Kinder aus Südamerika entschieden: „Von Südamerika hatten wir einfach ein



gutes Bild im Kopf. Kinder aus Afrika oder Asien wollten wir nicht adoptieren, weil sie wegen ihres Aussehens hier in Deutschland einer zusätzlichen Belastung ausgesetzt wären. Ich wollte Kinder, die dauerhaft hier leben können, ohne angefeindet zu werden.“ Ein Einzelkind wollte Natascha Potsch nie haben. „Mein Mann

Barbara: „Für uns sind Gene nicht wichtig, wir wollen lieber Werte weitergeben.“

hat deshalb vorgeschlagen, dass wir Geschwister nehmen könnten.“ Also haben die Potschs die Schwestern Angelina (6) und Charic (4) adoptiert. Seit 2011 leben die beiden Mädchen in Deutschland. Aus welchem Land sie kommen, will Natascha Potsch nicht verraten. Sie möchte ihre Kinder schützen.

Natascha Potsch und ihr Mann haben wie viele andere Paare gedacht, die keine leiblichen Kinder bekommen können: Tatsächlich ist eine ungewollte Kinderlosigkeit heute der häufigste Grund, warum Paare sich für eine internationale Adoption entscheiden. Claudia Flynn: „Die Motivation, einem Kind aus einem benachteiligten Land helfen zu wollen, kommt immer seltener vor.“

Barbara und Stefan Sattler hatten aber genau diesen Wunsch: „Wir haben Matteo adoptiert, obwohl wir leibliche Kinder bekommen könnten“, sagt Barbara Sattler. „Es gibt so viele Kinder ohne Eltern. Wozu sollten wir dann leibliche bekommen? Für uns sind Gene nicht wichtig, wir wollen lieber Werte weitergeben.“ Barbara und Stefan Sattler wollten einem Kind eine Chance geben, das in seinem Geburtsland keine gehabt hätte. Für Haiti haben sie sich entschieden, weil



Momente wie dieser sind selten: Wenn Natascha Potsch mit ihren Kindern in der Natur ist, können sie ihre Probleme vergessen.

es für ihre Voraussetzungen besonders gut geeignet war. Die asiatischen Länder zum Beispiel verlangen eine Unfruchtbarkeitsbestätigung, die sie nicht abgeben konnten. Ob ihr Kind dunkel- oder hellhäutig sein würde, war den Sattlers egal: „Bei leiblichen Kindern kann man sich die Haarfarbe auch nicht aussuchen. Warum sollte man also bei adoptierten auf Äußerlichkeiten achten?“

Die Eltern von Barbara und Stefan Sattler waren erst skeptisch, als sie von dem Adoptionswunsch erfuhren. „Meine Eltern haben befürchtet, dass das Kind hier wegen seines fremden Aussehens Probleme bekommen könnte“, erzählt Barbara Sattler. „Und sie haben nicht verstanden, warum wir überhaupt adoptieren und keine leiblichen Kinder bekommen möchten.“ Auch viele Freunde haben Barbara und Stefan Sattler nach den Gründen für die Adoption gefragt: „Eine

Freundin hat uns sogar vorgeworfen, dass uns nur die Exotik eines Adoptivkindes reizt.“

Mit der Entscheidung für eine internationale Adoption begann für beide Familien ein langer Weg. Denn bevor ein Paar ein Kind adoptieren kann, muss es ein aufwendiges Verfahren durchlaufen (siehe Infokasten). „Allein für den Prozess in Deutschland sollten die Bewerber etwa ein Jahr einplanen“, erklärt Claudia Flynn. „Der Rest hängt dann davon ab, wie lange sie auf einen Kindervorschlag warten müssen.“ Das könne in manchen Fällen sogar vier bis fünf Jahre dauern. Und dabei sei nicht einmal garantiert, dass die Bewerber am Ende einen Kindervorschlag bekommen.

Bei Familie Sattler hat das Verfahren in Deutschland knapp zweieinhalb Jahre

gedauert. Danach mussten Barbara und Stefan Sattler noch ein halbes Jahr warten, bis der Kindervorschlag kam. Barbara Sattler erinnert sich noch genau: „Als wir zum ersten Mal ein Foto von Matteo gesehen haben, schwebten wir auf Wolke sieben. Ich habe zwar kein leibliches Kind, aber ich glaube, das Gefühl war mit dem Moment nach einer Geburt vergleichbar. Matteo war sofort unser Sohn und natürlich das süßeste Baby der Welt!“ Auch die Eltern von Barbara und Stefan Sattler waren von dem ersten Foto begeistert: „Spätestens da sind ihre Bedenken dahin geschmolzen.“

Warten auf die erste Begegnung mit dem lang ersehnten Kind

Doch die Sattlers konnten ihren Sohn nicht gleich zu sich holen, weil Mateos Pass noch nicht fertig war. „Wir haben gewartet und gewartet. Das war eine harte Zeit, auch wenn man sich das nicht vorstellen kann. Man hängt an einem Kind, auch wenn man es nur von Fotos kennt“, sagt Barbara Sattler. „Nach einem Jahr haben wir es nicht mehr ausgehalten und den Flug nach Haiti gebucht.“

Am 8. Mai 2007 haben Barbara und Stefan Sattler ihren Sohn zum ersten Mal gesehen. „Die Betreuerin im Kinderheim wollte mir Matteo gleich auf den Arm geben, aber er hat sofort angefangen zu schreien“, erzählt Barbara Sattler. Darauf war sie vorbereitet: „Ich wusste, dass Matteo mich eventuell erst ablehnt. Trotzdem war er einfach unser Kind.“

Die Sattlers haben fünf Wochen mit Matteo in Haiti gelebt, bis sein Pass fertig war. In dieser Zeit haben sie auch Mateos leibliche Mutter getroffen. Barbara Sattler: „Wir wollten sicher sein, dass sie mit der Adoption einverstanden ist und Matteo ihr nicht einfach weggenommen wurde.“

Bei Familie Potsch hat das Verfahren in Deutschland nur etwa eineinhalb Jahre gedauert. Doch dann mussten sie noch drei Jahre und acht Monate auf den Kindervorschlag warten. „Das war zum Teil richtig zermürbend“, sagt Natascha Potsch. „Ich habe mich immer wieder daran erinnert, dass es irgendwann so weit sein wird. Das hat mir geholfen.“

Als der Kindervorschlag dann endlich kam, musste alles sehr schnell gehen. „Wir hatten kaum Zeit, uns vorzubereiten“, ▶



Fast jeden Tag macht Natascha Potsch mit ihren Töchtern einen langen Spaziergang, bei dem sich die Mädchen so richtig austoben können.

erzählt Natascha Potsch. „Wir haben nur noch schnell Kleidung gekauft. Die Größen mussten wir schätzen, weil wir nur ein Foto von den beiden Mädchen hatten.“

Knapp vier Wochen nach dem Kindervorschlag mussten die Potschs schon nach Südamerika fliegen. Das war im Juni 2011. Kurz nach der Ankunft fand die Übergabe der Kinder statt. „Wir wurden dann sofort mit ihnen alleine gelassen“, sagt Natascha Potsch. „Das ging alles wahnsinnig schnell. Wir waren alleine, ohne Hilfe – und das ab dem ersten Moment.“ Den Ort an dem die Mädchen vorher gelebt hatten, haben die Potschs nie gesehen.

Bei beiden Familien wurde das gerichtliche Adoptionsverfahren direkt im Herkunftsland der Kinder durchgeführt. Das ist bei internationalen Adoptionen meistens der Fall. „So können die Kinder schon gemeinsam mit ihren Eltern ausreisen“, sagt Claudia Flynn.

Mit der gerichtlichen Adoption wird das Adoptivkind „wie ein leibliches, eheliches Kind in die neue Familie integ-

riert“ – so steht es im Familienhandbuch des Bayerischen Staatsinstituts für Frühpädagogik (IFP). Biologische Familien und Adoptivfamilien sind also rechtlich gleichgestellt.

Trotzdem gibt es einen wesentlichen Unterschied: „Bei Kindern, die im Ausland adoptiert wurden, ist es häufig so, dass sie anders aussehen als ihre Adoptiveltern“, erklärt Fabienne Becker-Stoll. Sie

Natascha: „Wir waren alleine, ohne Hilfe – und das ab dem ersten Moment.“

ist Psychologin und leitet das IFP. „Das bedeutet für die Adoptiveltern, dass sie sich überlegen müssen, wie sie mit Fragen nach dem anderen Aussehen ihres Kindes umgehen können.“

Wegen Mateos dunkler Hautfarbe ist es offensichtlich, dass Barbara und Stefan Sattler ihn adoptiert haben. Anfeindungen wegen Mateos Äußeren haben sie bislang aber nicht erlebt. „Matteo war

schon als Kleinkind sehr einnehmend. Jeder fand ihn niedlich. Gerade ältere Leute haben ihm oft durchs Haar gestrichen, auch wenn sie ihn gar nicht gekannt haben“, erzählt Barbara Sattler. Meistens erfahren die Sattlers ehrliches Interesse für Mateos Geschichte: „Wir werden eher gefragt, warum wir adoptieren wollten. Und das erzählen wir auch offen.“

Eltern eines ausländischen Adoptivkindes müssten aber nicht nur einen Weg finden, wie sie selbst mit dem anderen Aussehen ihres Kindes umgehen können, sagt Becker-Stoll: „Sie müssen sich auch überlegen, wie sie ihr Kind darin unterstützen können, mit eventuellen Nachfragen oder sogar Anfeindungen umzugehen.“

Besonders wichtig sei dabei, dass sie so früh wie möglich mit ihrem Kind über seine Herkunft und die Adoption reden. Becker-Stoll: „Das Kind muss Bescheid wissen. Dann kann es auch mit Anfeindungen besser umgehen.“

Barbara und Stefan Sattler haben mit Matteo von Anfang an über seine Fami-

lie in Haiti gesprochen. „Erstmal war da schon eine Hemmschwelle“, sagt Barbara Sattler. „Aber auch für uns Eltern muss es normal werden, über die Adoption zu reden.“

Wenn Matteo Fragen gestellt hat, haben die Sattlers versucht, sie offen zu beantworten: „Matteo weiß, wieso Menschen in Haiti eine dunklere Hautfarbe haben. Das ist aber das einzige, was für ihn ‚anders‘ ist. Und es hat ihn bisher auch noch nicht gestört. Im Gegenteil: Er findet es zum Beispiel praktisch, dass er sich im Sommer nicht eincremen muss.“ Von seiner Familie und seinen Freunden wird Matteo so angenommen, wie er ist. Barbara Sattler: „Ich glaube, manchmal vergisst er einfach, dass er eine dunklere Hautfarbe hat.“

Ernsthafte Probleme mit Rassismus hatte Matteo noch nicht. Nur wenn er als ‚schwarz‘ bezeichnet wird, ärgert er sich. Er selbst sagt, er sei ‚braun‘. Und einmal, um die Faschingszeit, hat Matteo in der Schule einen Text gelesen, in dem ein Kind als ‚Mohr‘ verkleidet war. Barbara Sattler erinnert sich: „Matteo hat mich dann gefragt, was ein Mohr ist. Als ich es ihm erklärt habe, meinte er ganz aufgebracht, warum man sich denn als so etwas verkleide. Eine Verkleidung solle doch etwas Besonderes sein. Und ein Mohr sei doch gar nichts Besonderes.“

Das andere Aussehen des Kindes ist aber nicht die einzige Herausforderung, mit der die Adoptivfamilien konfrontiert werden: „Adoptivkind und Eltern müssen erst eine Beziehung zueinander aufbauen. Die biologische Bindung fehlt ihnen“, erklärt Becker-Stoll. „Für die Adoptiveltern bedeutet das, dass sie sich auf das Kind einlassen müssen. Sie müssen es annehmen und lieben, wie es ist.“ Während Barbara und Stefan Sattler Matteo von Anfang an als ihr Kind betrachtet haben, konnte Natascha Potsch keine richtigen Muttergefühle entwickeln: „Bei der Übergabe sind mir die Mädchen sofort in die Arme gesprungen und haben ‚Mama‘ zu mir gesagt“, erzählt Natascha Potsch. „Mir ging das alles zu schnell. Nach 48 Stunden war ich die Super-Nanny, aber nicht die Mutter.“ Das lag auch daran, dass die ersten Tage mit den Mäd-

chen sehr anstrengend waren. Schon in Südamerika haben die Potschs gemerkt, dass Angelina und Charic traumatisiert waren. Sie konnten beide kaum sprechen. „Ich konnte bald nicht mehr. Und auch mein Mann kam nicht mit den Kindern zurecht“, sagt Natascha Potsch. „Wir wollten die Kinder aber auf keinen Fall da lassen. Wir waren uns sicher, dass es zuhause besser wird.“

Doch in Deutschland wurden die Probleme schlimmer: „Ich hatte das Gefühl, dass Angelina und Charic keinen Mama-Bezug zu mir hatten, dass sie überall hingehen würden, wo sie etwas kriegen. Ich war von Anfang an mehr Erzieherin als Mutter“, erzählt Natascha Potsch. Sie hatte den Eindruck, dass ihre Kinder sie überhaupt nicht verstehen.

bleiben Kinder mit besonderen Bedürfnissen, für die dann international Adoptiveltern gesucht werden“, erklärt Claudia Flynn, Leiterin der Zentralen Adoptionsstelle des Bayerischen Landesjugendamtes. „Doch genau das ist schwierig für Adoptiveltern. Sie wollen mit einer Adoption ihren Kinderwunsch erfüllen, und sie wollen ein gesundes Kind.“

Auch Natascha Potsch und ihr Mann wollten gesunde Kinder adoptieren: „Wir haben lange darüber diskutiert und schließlich angegeben, dass wir keine Kinder mit geistigen oder körperlichen Einschränkungen adoptieren möchten“, sagt Natascha Potsch. „Wenn man ein leibliches Kind erwartet, wünscht man sich ja auch ein gesundes Kind.“ In der Akte von Angelina und Charic stand dann auch nichts von einer Krankheit. „Am Anfang dachte ich deshalb noch, dass alles gut wird mit meinen Mädchen. Ich wäre nie im Traum darauf gekommen, dass da etwas Ernstes sein könnte.“

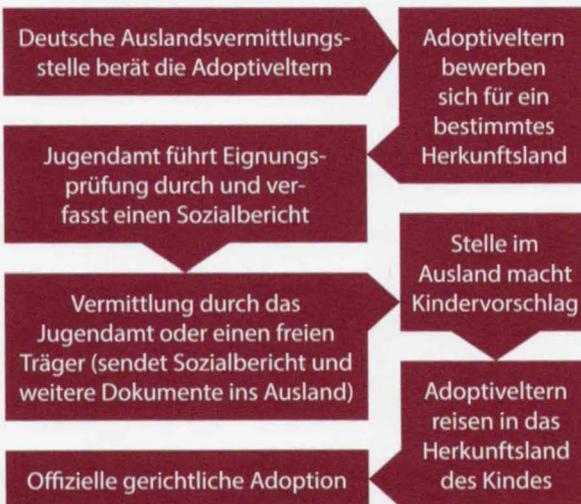
Doch es wurde nicht alles gut: Natascha Potsch und ihr Mann haben sich ein halbes Jahr nach Ankunft der Kinder in Deutschland getrennt – auch wegen der Probleme mit den Kindern. Die beiden Mädchen sind bei ihr geblieben.

Im November 2012 hat Natascha Potsch beschlossen, sich Hilfe zu suchen. Sie hat ihre Kinder untersuchen lassen – und bei beiden wurde ein Verdacht auf das sogenannte fetale Alkoholsyndrom (FASD) diagnostiziert. Das bedeutet, dass die leibliche Mutter während der Schwangerschaft Alkohol getrunken hat und Gehirn und Nervenzellen der Kinder dadurch geschädigt

wurden. Angelina und Charic stehen deshalb an der Grenze zur geistigen Behinderung. „Ich war natürlich geschockt – aber irgendwie auch froh“, erzählt Natascha Potsch. „Endlich wusste ich, was mit meinen Kindern los ist.“

Viele der Schwierigkeiten, die Natascha Potsch mit ihren Kindern hat, sind Folgen der Krankheit: FASD-Kinder sind häufig verhaltensauffällig und hyperaktiv. Sie können kaum soziale Bindungen entwickeln. Deshalb fehlt Angelina und Charic auch der Bezug zu Natascha Potsch als ihrer Mutter. ▶

Der Weg einer Adoption



ca. 20.000 Euro Gesamtkosten (u.a. für Eignungsprüfung, Vermittlung, Reisekosten)

Quellen: Haager Adoptionsübereinkommen, Bayer. Landesjugendamt

Vor allem die ältere Angelina hat sich am Anfang auffällig verhalten. Natascha Potsch: „Im Kindergarten hatte sie Tobsuchtsanfälle. Und sie hat das Essen geschlungen – egal was es war. Manchmal hat sie sogar mit der Faust gestopft, bis sie gebrochen hat.“

Gerade bei internationalen Adoptionen kommt es häufig vor, dass die Adoptivkinder traumatisiert sind und seelische, geistige oder körperliche Einschränkungen mitbringen. Das liegt daran, dass gesunde Kleinkinder mittlerweile meistens im eigenen Land Eltern finden. „Übrig



Seit Matteo bei ihnen ist, ist die Familie komplett. Der Traum von Barbara und Stefan Sattler ist in Erfüllung gegangen.



Umgekehrt empfindet Natascha Potsch keine so intensiven Gefühle für ihre Kinder wie eine Mutter: „Ich war mir sicher, ich würde das hinbekommen. Doch ich habe es bis heute nicht richtig geschafft. Ich habe die beiden einfach noch nicht so angenommen, wie sie sind“, sagt Natascha Potsch. „Ich habe immer noch oft Tage, an denen ich einfach nicht mehr kann. Wenn ich gewusst hätte, dass die Mädchen krank sind, hätte ich sie wahrscheinlich nicht adoptiert.“

Dass die Geschichte von Adoptivkindern aus dem Ausland oft nicht bekannt ist, sei ein großes Problem, sagt auch Claudia Flynn vom Bayerischen Landesjugendamt. In der Regel hätten die zukünftigen Eltern nur wenige Informationen zur Vorgeschichte, zur Herkunft

und zur gesundheitlichen Situation der Kinder. Claudia Flynn: „Gerade bei Auslandsadoptionen müssen die Adoptiveltern immer mit einem gewissen Risiko leben.“

Natascha Potsch hat sich das Leben mit ihren Kindern anders vorgestellt: „Ich fühle mich betrogen. Während der Adoption hat niemand etwas von der Krankheit erwähnt. Aber ich versuche, das Beste aus unserer Situation zu machen. Es ist anders als in einer anderen Familie. Aber es gibt auch positive Momente – vor allem wenn wir raus in die Natur gehen. Das hilft uns.“ Manchmal denkt Natascha Potsch darüber nach, ob die Mädchen bei ihr dauerhaft richtig aufgehoben sind.

Barbara und Stefan Sattler dagegen haben großes Glück gehabt. „Wir sind

eine ganz normale Familie. Wir haben mit Matteo keine anderen Probleme als Familien mit leiblichen Kindern auch. Dass bei uns alles so gut funktioniert, ist wirklich ein Geschenk“, sagt Barbara Sattler. „Wie es später einmal wird, wissen wir jetzt natürlich noch nicht. Aber wir hoffen, dass Matteo durch uns genügend Selbstbewusstsein vermittelt bekommt, dass er auch mit möglichem Rassismus umgehen kann.“

Mitarbeit: Julia Buchmaier, Sabrina Friedrich und Alexandra Schneid



Das Leben von Matteo, Angelina und Charic im Film einstains-magazin.de/2013/?p=959

Naturheilpraxis Claudia Großmann



Krampfaderentfernung auf sanfte Weise

Eine altbewährte, sanfte und biologische Alternative zur Venenoperation!

Durch Injektion einer hochkonzentrierten Kochsalzlösung wird die Krampfader „verklebt“ – der Körper baut diese dann selbständig ab!
Auch zur Entfernung von Besenreisern geeignet.

VORTEILE:

- keine Narkose
- keine Stützstrümpfe
- sofort wieder geh- und belastungsfähig
- keine Narben
- ambulant

Gerne informiere und berate ich Sie unverbindlich:

Claudia Großmann – Heilpraktikerin – 85435 Erding – Tel: 08122/227677 www.grossmann-naturheilpraxis.de



So schmeckt Schwarz-Weiß

Die Küche ist bunt? Von wegen!
Wir haben ein edles Dinner for Two in Schwarz-Weiß gekocht.

Text **Sebastian Driemer**
Fotos **Viola Bernlocher**

Möhren, Tomaten, Sellerie – nicht gerade farblos. Und daraus ein Gericht in Schwarz und Weiß zubereiten? „Anspruchsvoll, aber das kriegen wir hin“, meint Koch André Böwing zu unserer Idee eines farblosen „Dinner For Two“. Der Inhalt des Warenkorbs war dann aber ziemlich bunt. Die Einsteins-Redakteure nahmen die Herausforderung trotzdem an. Und während der Zubereitung verschwanden tatsächlich nach und nach die Farben aus den Zutaten. Herausgekommen ist ein kontrastreiches Drei-Gänge-Menü, das – trotz des Kaviars in der Vorspeise – genauso gut in die Studentenbude passt wie ins Sterne-Restaurant.

Ein Tipp vorab: Fangen Sie am Ende an. Die Nachspeise muss über Nacht gefrieren.





Weißer Tomatensuppe

800 g Tomaten
 8 Blätter Basilikum
 2 EL Weißwein
 1 EL Zucker
 1 Knoblauchzehe
 1 EL Öl
 1 kleine Schalotte
 20 g kalte Butter
 100 g geschlagene Sahne
 Kaviar oder schwarze Nudeln

Die Tomaten waschen, putzen, vierteln und in eine Schüssel geben. Basilikumblätter, Weißwein, Salz, Pfeffer, Zucker und Knoblauchwürfel dazu. Alle Zutaten pürieren, danach in ein Passiertuch schütten. Wer das nicht hat, nimmt einen Teefilter oder ein Babyspuck Tuch. Über einen Topf hängen und den austropfenden Saft auffangen. Gelegentlich das Tuch etwas ausdrücken. Wer wringt, trübt den Saft.

In einem Topf das Öl erhitzen, gewürfelte Schalotte dazu und anbraten. Den Tomatensaft hinzugeben, kurz aufkochen lassen und dann nochmals durch das Passiertuch in einen anderen Topf gießen. Alles mit einem Pürierstab schaumig aufschlagen. Etwas kalte Butter dazu mischen. Die geschlagene Sahne unterrühren.

Die Suppe mit Salz, Pfeffer und Zucker abschmecken und auf die Teller verteilen. Dort jeweils den Kaviar in der Mitte drapieren. Alternativ dazu gekochte schwarze Nudeln auf eine Gabel drehen, von der Gabel auf einen Esslöffel streichen und auf die Mitte des Tellers geben.





Reisrisotto mit Hähnchenbrust

Für die Hähnchenbrust:

- 2 kleine Schalotten
- 1 EL Öl
- 125 ml Weißwein
- 20 g Estragon
- 400 ml Geflügelbrühe
- 2 EL Creme fraîche
- ½ TL Limettensaft
- 2 kleine Möhren
- 1 Stange Frühlingslauch
- 2 x 200 g Hähnchenbrustfilet
- 1-2 TL Speisestärke

Für das Risotto:

- 400 ml Fleisch- oder Gemüsebrühe
- 20 g Butter
- 1 EL Olivenöl
- 1 Schalotte
- 1 Lorbeerblatt
- 100 g Risottoreis oder Paella-Reis
- 50 ml trockener Weißwein
- 1 Spritzer Zitronensaft
- 25 g Parmesankäse
- 150 g Sellerie und Frühlingslauch
- 10 schwarze Oliven

Fond zubereiten: Schalotten, Möhren und Lauch grob würfeln und mit Öl in einem kleinen Topf circa drei Minuten anbraten. Mit Salz, Pfeffer und einer Prise Zucker abschmecken. Dann mit Weißwein und Geflügelbrühe ablöschen. Alles kurz aufkochen.

Fleisch zubereiten: Hähnchenbrustfilets abwaschen und mit Salz und Pfeffer würzen. Die Hälfte des Fonds in einem Topf zum Köcheln – nicht kochen! – bringen. Hähnchenbrustfilets auf das Gemüse im Topf legen und zugedeckt etwa 15 Minuten pochieren, das heißt, sie sanft in heißem, aber nicht kochendem Wasser garen.

Soße zubereiten: Die andere Hälfte des Fonds durch ein Haarsieb in einen Topf geben. Mit Creme fraîche und Limettensaft verfeinern. Mit Stärke binden.

Risotto zubereiten: Schalotten schälen und in kleine Würfel schneiden, Sellerie in kleine Würfel schneiden, Lauch in feine Scheiben. Oliven vierteln.





Risotto mit Hähnchenbrust

Brühe in einem Topf erhitzen und sachte köcheln (aber nicht sprudeln) lassen. Die Brühe muss während der gesamten Zubereitung heiß sein.

Öl und die Hälfte der Butter mit Lorbeerblatt und Schalottenwürfeln in einem großen Topf unter ständigem Rühren farblos anschwitzen (das heißt, sie glasig werden lassen). Das dauert etwa drei Minuten. Reis dazu und etwa zwei Minuten rühren, bis er vom Fett überzogen und glasig ist.

Wenn der Reis zu glänzen beginnt, eine Schöpfkelle der heißen Brühe dazugeben, dabei ständig rühren. Vorsicht: Die Flüssigkeit wird sehr schnell aufgesogen. Jetzt Wein aufgießen. Wieder etwas Brühe dazu. Hitze so anpassen, dass der Reis ständig sachte köchelt. Er soll langsam garen und immer mit etwas Flüssigkeit bedeckt sein.

Weiter schöpfkellenweise Brühe auffüllen, bis der Reis gar ist, aber noch Biss hat. Wichtig, wird oft vergessen: Lorbeerblatt entnehmen.

In eine Pfanne etwas Olivenöl geben und Gemüse anschwitzen. Soviel Wasser

dazu, dass das Gemüse nicht ganz bedeckt ist. Geviertelte Oliven dazu, Wasser verdampfen lassen. Dann alles zum Risotto geben. Den Topf anschließend vom Herd nehmen und die restliche But-

ter und den Parmesan unterrühren. Das Ganze mit Zitronensaft abrunden, abschmecken und sofort servieren, weil der Reis sonst schnell die Konsistenz von Zement bekommt.

Der Koch: André Böwing

Spargel? Falsche Jahreszeit. Brauner Zucker oder Zitronen? Falsche Farbe. Ein bisschen Hirnschmalz musste der 42-jährige Koch aus Reckenfeld im nördlichen Münsterland schon in die schwarz-weiße Einsteins-Anfrage stecken. Nach kurzer Bedenkzeit entschied er sich zu einer Kombination aus „etwas, das den Hobbykoch begeistert, das der Student bezahlen kann und das sich leicht nachkochen lässt“. Und das – natürlich – farblich passt.



Foto: Privat

Auf seiner Homepage www.andre-boewing.de begrüßt der Küchenchef seine Besucher mit einem „Köstlich willkommen!“ Böwing arbeitete in Restaurants und Hotels, Kurkliniken und Krankenhäusern, bevor er vor neun Jahren Küchenleiter in einem Seniorenheim im westfälischen Ochtrup wurde. Er schult zudem seit 2007 Kinder im Kochen und legt dabei besonderen Wert auf gesunde Ernährung, die auch gerne bunt sein darf.



Limettenparfait

20 g Kokosraspeln
 100 g weiße Schokolade
 80 g Schlagsahne
 ½ Limette
 1 EL Zucker
 1 Vanilleschote
 50 ml Kokosmilch
 1 Prise Salz
 1 Packung Brombeeren

Zuerst die Schokolade im Wasserbad auflösen. Dafür einen kleinen Topf mit Wasser erhitzen und eine Blech- oder Porzellanschüssel mit Schokolade ins Wasser stellen.

Sahne mit einer Prise Salz aufschlagen, Kokosmilch, Kokosraspeln, Limettensaft, Limettenabrieb und Vanillemark dazu und verrühren. Lauwarme, aber noch flüssige Kuvertüre vorsichtig in die Kokossahne einrühren. Das ergibt die Parfaitmasse.

Ein kleines Gefäß (ein Glas oder auch einen Teelicht-Behälter) mit Wasser ausspülen und mit Frischhaltefolie großzügig auslegen. Parfaitmasse einfüllen und über Nacht gefrieren lassen.

Für die Garnitur Brombeeren putzen und alle bis auf vier pürieren. Vor dem Servieren das Parfait aus dem Kühlfach holen, Folie entfernen und anrichten. Mit Brombeerpüree und jeweils zwei Brombeeren verzieren.





Kamele und Kolumbus

Zwei Gewürze packen aus. Ein Streitgespräch.

Text **Florian Lädenburger**

Fotomontage **Viola Bernlocher** und **Maria Birkmeir**

Schwarzes und weißes Gold – Einsteins hat heute das große Glück, mit zwei Lichtgestalten der europäischen Gastronomie zu sprechen: Der Pfeffermühle und dem Salzstreuer. In einer hitzigen Diskussion nehmen sie uns mit auf eine Reise in ihre Kulturgeschichte.

Sie sind aus dem Alltagsleben nicht mehr wegzudenken. Man findet Sie in jeder Küche, in jedem Restaurant stehen Sie auf dem Tisch. Dabei sind Sie beide nicht ungefährlich.

Salz: Das stimmt. Zu viel Salz kann einen Menschen umbringen.

Pfeffer: Ganz im Gegensatz zu mir. Es ist noch keiner am Pfeffer gestorben!

S: Am Pfeffer nicht, aber wegen Pfeffer mussten viele Menschen sterben.

P: Musst du noch Salz in die Wunde streuen? Außerdem ist das doch schon lange her, dass sich die Menschen meinetwegen bekriegen!

Wie hat das denn eigentlich angefangen?

P: Im vierten Jahrhundert vor Christus. Da hat dieser Alexander, der gar nicht so groß war, den Pfeffer nach Europa gebracht. Der wurde ziemlich schnell ziemlich beliebt. Alles wurde gepfeffert: Fleisch, Fisch, süße Desserts, Stichwort Pfefferkuchen, und Getränke. Selbst die Rechnungen waren gepfeffert. Für ein Pfefferkörnchen musste man im ersten Jahrhundert nach Christus vier Denare zahlen.

Klingt billig. Wie viel Euro sind das?

P: Billig, wo denken Sie hin? Heute wären das umgerechnet ungefähr 80 Euro.

Pro Korn! Und natürlich wollte jeder ein Stück vom Pfefferkuchen abhaben. So begannen Kriege um das Pfeffermonopol. Nach Rom hatte das jahrhundertlang Venedig. Die Stadtrepublik wurde damit ziemlich schnell ziemlich reich.

S: Pff, ist ja auch kein Wunder, die verkauften den Pfeffer ja auch zum siebenfachen Preis!

Wer hat denn diese Wucherpreise bezahlt?

P: Nürnberger und Augsburger Händler zum Beispiel. Die verkauften ihn in Deutschland weiter und wurden ebenfalls ziemlich schnell ziemlich reich.



Lassen Sie mich raten, auch hier verlangten die Händler mehr als den Einkaufspreis.

P: Ein bisschen.

S: Ein bisschen? Du untertreibst mal wieder völlig! Bis zu 600 Prozent Aufschlag verlangten die! 600 Prozent! Kein Wunder, dass sie den Beinamen „Pfeffersäcke“ bekamen. Und das war kein Lob!

P: Jetzt stell das mal nicht alles so negativ dar! Letzten Endes verdanken wir dem Pfeffer auch die Entdeckung Amerikas.

Erklären Sie bitte.

P: Na, die Europäer haben irgendwann gemerkt, dass sie viel billiger an Pfeffer kommen, wenn sie einfach selber nach Indien fahren. Leichter gesagt als getan. Kolumbus strandete bekanntlich in Amerika, war zu stolz nach dem Weg zu fragen und behauptete einfach in Indien zu sein. Von da brachte er aber keinen Pfeffer, sondern nur Chilischoten mit. Der Portugiese Vasco da Gama hatte 1499 mehr Erfolg. Zack – waren die Venezianer ihr Pfeffermonopol los.

Sie wollen mir aber nicht erklären, dass die Portugiesen den Pfeffer ohne Aufpreis verkauft haben?

S: Wo denken Sie hin? Die verlangten den elffachen Einkaufspreis!

P: Und trotzdem war deren Pfeffer billiger als alles andere, was an Pfeffer auf dem Markt war. So wurden auch die Portugiesen ziemlich schnell ziemlich reich.

S: Und wenn Sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute. Happy End!

P: Moment, jetzt geht's doch erst richtig los. Das Monopol gelangte in die Hände der Holländer...

S: Langweilig!

P: Ich muss doch sehr bitten! Du bist doch nur neidisch, weil es nie ein Salzmonopol gab!

Stimmt das?

S: Ja, wie denn auch? Salz kann man ja im Prinzip überall gewinnen. Entweder man baut es in Salzbergwerken ab oder man

gewinnt es aus Meerwasser. Und das findet sich an jeder handelsüblichen Küste.

Warum war denn Salz dann trotzdem so wertvoll?

S: Die Nachfrage nach Salz war viel größer. Man würzt damit Essen, man braucht es zum Überleben und noch viel wichtiger, vor allem für Seefahrer: Salz konserviert Lebensmittel.

P: Genauso wie Pfeffer!

Pfeffer konserviert Lebensmittel?

S: Ach Quatsch! Es heißt, dass man früher verdorbene Lebensmittel kräftig gepfeffert hat, um den unangenehmen Geschmack zu übertrumpfen. Aber das ist nicht mehr als ein Gerücht. Wer Pfeffer hatte, verschwendete ihn nicht an verdorbenem Fleisch, sondern kaufte sich gleich frisches Fleisch.

Zurück zum Salz. Das klingt alles wesentlich friedlicher als beim Pfeffer.

P: Das hätten Sie wohl gerne! Man konnte damals ja noch nicht so tief in die Erde graben wie wir heute. Da wurde um jede Salzquelle Krieg geführt, die direkt unter der Erde lag. Und Salzhändler waren ein beliebtes Ziel der Räuber.

S: Es entstanden aber schnell spezielle Salzstraßen, die die Salzhändler sicher benutzen konnten und ...

P: ... aber natürlich nur, wenn sie eine gepfefferte Steuer an den entsprechenden Landesherrn zahlten!

Das kommt mir bekannt vor. Lassen Sie mich raten: Dadurch wurden viele Städte ziemlich schnell ziemlich reich?

P: Sie lernen ziemlich schnell. Viele Städtenamen erzählen noch heute davon: Salzburg oder Salzgitter.



S: Richtig. Salz war so wertvoll, dass es zeitweise mit Gold aufgewogen wurde und als Zahlungsmittel galt!

P: Ja, und? Pfeffer auch. Das Fahrrecht auf dem Rhein wurde mal in Pfeffer bezahlt!

S: In China hat man bereits im siebten Jahrhundert vor Christus mit Salzmünzen gezahlt!

Bitte, meine Herrschaften! Wir wollen hier doch nicht streiten.

P: Industriell verarbeitete Lebensmittel enthalten heute viel zu viel Salz! 30 Gramm Frühstücksflocken enthalten mehr Salz als 30 Gramm gesalzene Erdnüsse!

S: Gandhi hat mit seinem Salzmarsch wesentlich zur Unabhängigkeit Indiens beigetragen!

Würz' Ihnen etwas ausmachen, wieder sachlich zu werden?

P: Unzählige Seefahrer sind verdurstet, weil man Salzwasser nicht trinken kann!

S: Forscher haben vor einigen Jahren in Tibet eine Kamelart entdeckt, die Salzwasser trinkt!

Bitte bleiben Sie beim Thema!

P: Ach, Salz Maul!

S: Geh doch dahin, wo der Pfeffer wächst!

Tja, beim Essen harmonisieren sie ganz gut, doch im Gespräch können sie sich nicht riechen. Vielen Dank an die Pfeffermühle und den Salzstreuer.

Mitarbeit: Sebastian Driemer, Anton Golovko, Dorothee Büttner, Viola Bernlocher



Das Interview können Sie als Podcast auch online hören

einsteins-magazin.de/2013/?p=930

Kleidchen wechsel dich

Europäische Brautmode im Lauf der Jahrhunderte

Mittelalter

Im **14. Jahrhundert** drückte das Brautkleid die gesellschaftliche Stellung der Familie der Braut aus, deswegen nähte man auch das Familienwappen an das Kleid. Die Brautkleider der Adligen waren mit Gold- oder Silberbrokat, Edelsteinen und Stickereien verziert. Die Bräute trugen vor allem grüne, rote und blaue Kleider.

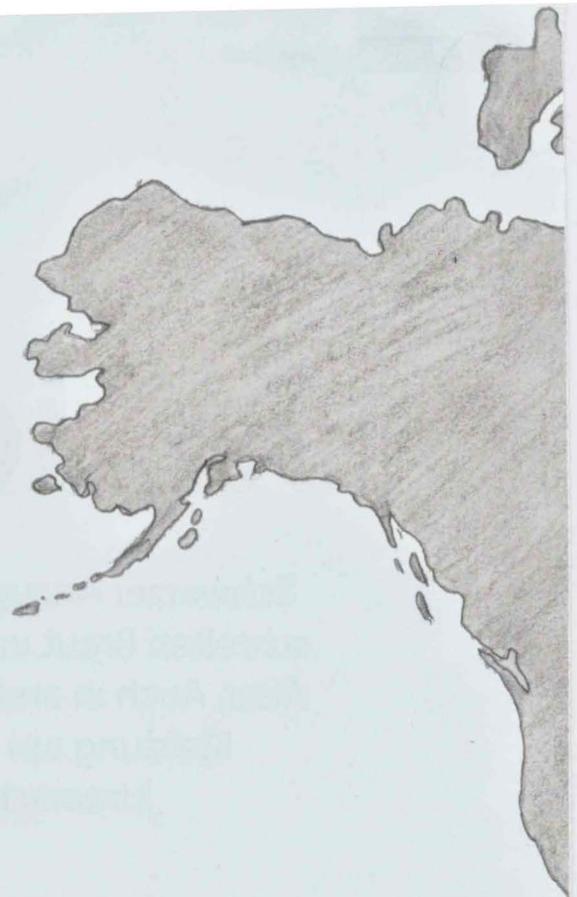


Barock

Bis in die 30er Jahre des **17. Jahrhunderts** war es modern, schwarze Kleider zu tragen. Die Brautkleider betonten die Hüfte und waren mit einer langen Schleppe und mit Spitzenmanschetten versehen. Um den Hals trugen Braut und Bräutigam eine weiße Mühlsteinkrause oder einen Spitzenkragen.

Rokoko

Die Frauen trugen Seidenstoffe in hellen Pastelltönen. Im **18. Jahrhundert** wurden weiße Brautkleider zum Symbol der Oberschicht. Das Brautkleid bestand aus einem Korsett mit Stecker und weit ausgestellten Rücken mit herabhängenden Rückenfalten. Verziert war es mit Stickereien, Bändern, Schleifen und Rüschen.



Peru

Die bunten, geometrisch gesteppten peruanische Hochzeitskleidung einzigartig. Jedes Dorf unterschiedlich und zeigt, wo Braut und Bräutigam stammen. Die Braut trägt nicht nur einen „pollera“ (Rock), sondern zieht auch eine „chuspallina“ übereinander an.

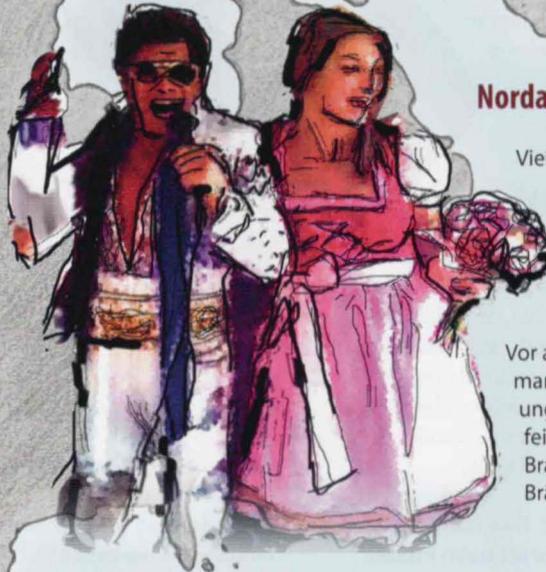


Eine Reise durch die Geschichte schwarz-weißer Mode

einsteins-magazin.de/2013/?p=532



Nordamerika (Las Vegas)



Viele Brautpaare heiraten auch hier in Schwarz und Weiß. Aber immer mehr planen ihre Hochzeit sehr individuell, Traditionen rücken in den Hintergrund. Vor allem in Las Vegas will man auffallen und eine ungewöhnliche Hochzeit feiern: Vom Barbie-Brautkleid bis zum Elvis-Bräutigam ist alles möglich.



Namibia

Die Bräute des Himba-Stammes in Namibia tragen einen Kopfschmuck aus Ziegenfell namens „Ecora“.

Um ihn für Generationen haltbar zu machen, ist er mit Teer und Fett konserviert. Am Hochzeitstag schenkt der Bräutigam seiner Braut schwere Fußketten aus Eisen und Perlen, die sie vor Schlangenbissen bewahren, und Wohlstand zeigen sollen. Um die Haut vor der Sonne zu schützen, wird eine Paste aus Fett, Kräutern und Ocker aufgetragen.



Details machen die
tig. Die Muster sind von
auf diese Weise, woher
ut trägt meistens nicht
ht bis zu 15 „polleras“

Ja, ich will! *

Schwarzer Anzug, weißes Brautkleid – so klassisch schreiten Braut und Bräutigam in Europa meist zum Altar. Auch in anderen Kulturen gibt es traditionelle Kleidung am Hochzeitstag. Aber mit einem Unterschied: Sie bekennen Farbe.

Konzeption und Texte Sarah Rottmair und Deborah Urban

CHINA
我愿意
我

INDIEN
mehh thum-
se shaa-di
karr-na cha-
tha hoo *

Ja, ek wil. •

NAMIBIA

I do.
USA

***** Sí
PERU

quiero.



Foto: istockfoto.com



Naher Osten

Bei den Beduinen, die in mehreren Ländern des Nahen Ostens leben, schützt die Hochzeitsmode auch vor Wind und Sonne. Die Frauen tragen Burkas, die mit vielen goldenen Ketten und Medaillons verziert sind. Das zeigt den Reichtum einer Braut. Die Stickerei auf der Burka ist am Hochzeitstag rot und nicht in dem sonst üblichen Blau.



Indien

Die indische Braut trägt entweder einen neuen Sari oder den ihrer Mutter. Das bis zu neun Meter lange Tuch muss rot sein, das bringt Glück. Aber von Hellrosa bis Dunkelrot ist alles erlaubt. Für die übrige Kleidung des Brautpaares haben sich die Farben jedoch geändert: Traditionelle Brautpaare trugen je nach Region Rot kombiniert mit Gelb, Grün oder Weiß. Bei moderner Hochzeitskleidung sind alle Farben möglich. Die Hände der Braut werden mit Henna bemalt und ihr wird üppiger Goldschmuck angelegt.





China

Der „Qun Kwa“ besteht aus einer Jacke und einem Rock. Das Kleid der Braut ist mit einem bunten Phoenix, dem Symbol der Weiblichkeit, bestickt. Die Jacke des Bräutigams zierte ein Drache, das Zeichen für Männlichkeit. Zusammen sollen diese Bilder, angelehnt an Yin und Yang, Harmonie bedeuten. Die rote Farbe bringt Glück und hält alles Böse fern.



Samoa

Teile des Brautkleides werden aus der Rinde des Maulbeerbaumes hergestellt. Die Bewohner Samoas glauben, dass die Braut dadurch häuslich und fleißig wird. Der traditionelle Kopfschmuck „Tuiga“ darf nur von Personen getragen werden, die einen Titel haben. Früher wurde er aus Menschenhaar hergestellt, heute verwendet man stattdessen gefärbte Hühnerfedern.

Biedermeier

Im Laufe des **19. Jahrhunderts** setzte sich das weiße Brautkleid in der Oberschicht durch. Eine Braut aus einfachen Verhältnissen war hingegen gezwungen, praktisch zu denken und trug zur Hochzeit ein schwarzes Kleid. Ein schwarzes Brautkleid war einfacher sauber zu halten und konnte auch zu anderen Anlässen getragen werden.



Jugendstil

Um **1900** waren die weißen Brautkleider losgelöst von der Mode und verkörperten die bürgerlich-kirchliche Moral der Jungfräulichkeit und Reinheit der Braut. Wie im Rokoko schnürte man die Frauen wieder in ein Korsett, um die S-Linie zu betonen.

Ab 1960

Im Laufe des **20. Jahrhunderts** lockerte sich die Hochzeitsmode: Anstatt eines engen Korsetts waren Hochzeitskleider mit kurzen und weitschwingenden Röcken beliebt. Die Brautkleider spiegelten das gewachsene Selbstbewusstsein der Frau wider. Das Weiß des Brautkleides blieb bis in die heutige Zeit erhalten, auch wenn die Jungfräulichkeit der Braut aus der Mode gekommen ist.



11. September 2012:
Zum Gedenken an die
Terroranschläge projizieren
Skybeamer zwei Lichtkegel in
den New Yorker Nachthimmel.
Die Metropole zählt zu den
hellsten Städten der Welt.



Das Sterben der Sterne

Menschen werden krank, Tiere sterben, Sterne verschwinden:
Künstliches Licht verschmutzt die Nacht. Dabei will kaum jemand darauf verzichten.
Moderne Lichtkonzepte könnten eine Lösung sein.

Text **Daniela Frietinger** und **Tim Scholz**
Fotos **Luisa Rauenbusch**, **Tim Scholz** und **Daniela Frietinger**



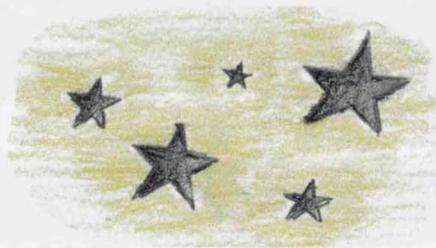
Die Beleuchtungseuphorie des Menschen kann tödliche Folgen für Tiere haben. Vögel verlieren mit ihren sensiblen Augen leicht die Orientierung: Sie prallen nachts gegen beleuchtete Fassaden, wenn das Licht in ihre Augen trifft. Frisch geschlüpfte Schildkröten finden nicht mehr mit Hilfe des Mondes den Weg ins schützende Meer. Stattdessen peilen sie den hellsten Ort in ihrer Umgebung an, meist beleuchtete Küstenstädte. Massenhaft werden sie auf dem Weg dahin überfahren oder verenden in den Städten.

Wir machen die Nacht zum Tag. Die Lichtglocken dehnen sich von Jahr zu Jahr immer weiter aus, von den Stadtzentren in die Peripherie. Werbetafeln flimmern am Times Square, Scheinwerfer strahlen Kirchen und Burgen an, Flutlichter erhellen Fußballplätze. Biologen, Astronomen und Politiker warnen vor einem Übermaß an künstlichem Licht. Sie sprechen von Lichtverschmutzung, auch wenn der Begriff etwas ungenau ist. Denn nicht das Licht wird verschmutzt, sondern die Umwelt. Genaue Zahlen über die weltweiten Ausmaße der Lichtverschmutzung gibt es nicht, dafür aber eine grobe Annäherung des Wissenschaftsjournals *Ecology and Society*. Demnach nimmt die Lichtverschmutzung je nach Ort jedes Jahr um bis zu 20 Prozent zu. Das bekommen Menschen und Tiere zu spüren.

Zuviel Licht kann das Krebsrisiko erhöhen

Der Biologe Franz Hölker lebt und forscht in Berlin. Dort sind die Straßenbeleuchtung, Autoscheinwerfer und Werbeanzeigen für ein Drittel der Lichtverschmutzung verantwortlich. Das haben Wissenschaftler des Forschungsverbands *Verlust der Nacht* herausgefunden, dessen Leiter Hölker ist. Sie untersuchen alle erdenklichen Facetten der Lichtverschmutzung von der Astronomie über die Technik bis hin zur Ökologie.

„Wir wissen relativ wenig darüber, wie sich Licht auf verschiedene Organismen auswirkt, inklusive den des Menschen“, sagt er. Das will das Forscherteam herausfinden und nutzt dabei auch das Wissen über die Folgen von Nachtarbeit. So ist bereits bekannt, dass ein gestörter Tag-Nacht-Rhythmus, zum Beispiel durch Schichtarbeit, schwerwiegende Folgen für die Gesundheit haben kann. Hölker nennt zahlreiche Krankheiten wie



50 % der Europäer haben noch nie die Milchstraße gesehen.



Bis zu **20 %** nimmt die Lichtverschmutzung jedes Jahr zu.



150 Insekten sterben in einer Sommernacht an einer Straßenlaterne.

Die Problematik

Wenn künstliches Licht nach oben in die Atmosphäre gelenkt wird, hellt sich der Himmelshintergrund auf. Häufig zeigt sich dieses Phänomen an den Lichtglocken, die über vielen Städten hängen. Daran stören sich vor allem Biologen, Astronomen und wenige Politiker. Sie sprechen von Lichtverschmutzung. Diese steigt von Jahr zu Jahr – mit weitreichenden Folgen: So sind schwache Sterne am Himmel nicht mehr sichtbar, beim Menschen erhöht sich das Krebsrisiko und im Tierreich verändern sich ganze Ökosysteme. Konkrete Gesetze gegen die Lichtverschmutzung gibt es in Deutschland bislang nicht.

Herz-Kreislaufstörungen, Fettleibigkeit oder Krebs. Die Weltgesundheitsorganisation *WHO* hat Nachtarbeit daher als potenziell krebsregend eingestuft.

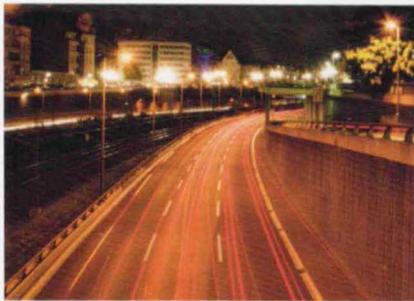
Wie eine Studie der Universität Haifa ergab, erkrankten Menschen, die in hell erleuchteten Regionen leben, häufiger an Brust- oder Prostatakrebs. Dafür soll das Melatonin verantwortlich sein, das in der Zirbeldrüse im Gehirn produziert wird und das Wachstum von Krebstumoren verhindert. Dies gelingt aber nur in Dunkelheit. Schon Vollmond-Licht kann die Melatonin-Produktion beeinträchtigen.

Trotz dieser Problematik weiß Hölker nur zu gut, dass künstliches Licht eben ein „zweischneidiges Schwert“ ist. Es ermöglicht das Leben und Wirtschaften in modernen Staaten, es unterstreicht an Bauwerken wie dem Brandenburger Tor oder der Allianz Arena die Architektur.

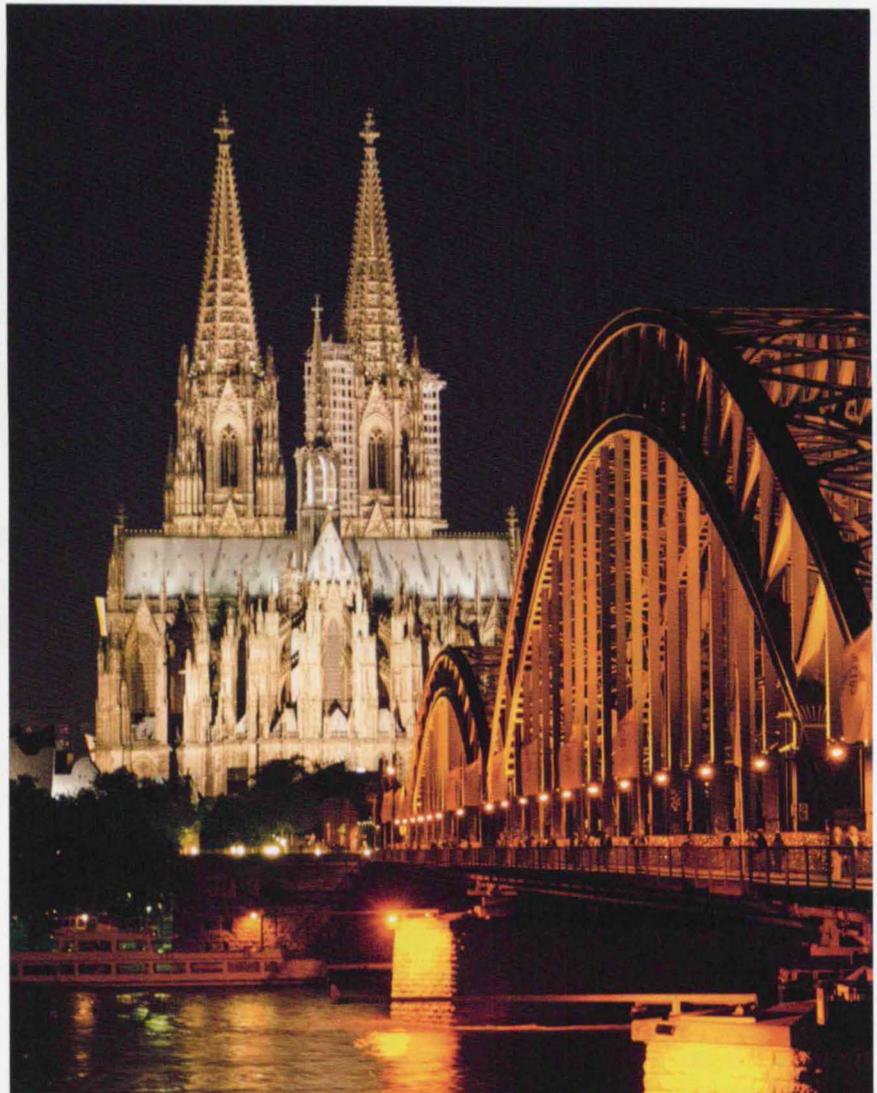
Einheitliche Regelungen zur Beleuchtung gibt es kaum

In der deutschen Politik hat das Thema Licht bislang einen schweren Stand. Zwar gibt es Regelungen zur Beleuchtung im Natur- und Immissionsschutzgesetz. Die sind aber so allgemein gehalten, dass jede Kommune die öffentliche Beleuchtung nach ihrem eigenen Geschmack gestalten kann. Die Gegner der Lichtverschmutzung wünschen sich deshalb konkretere Gesetze – so wie in Slowenien. Das Land gilt als Vorreiter in der EU.

Michael Brinkmeier war zwölf Jahre lang Abgeordneter im nordrhein-westfälischen Landtag. Er hält es für zu früh, „große Gesetze“ in Deutschland zu erlassen. „Die Politiker dürfen nicht mit der Tür ins Haus fallen. Sonst regen sich Widerstände in der Bevölkerung“, sagt der promovierte Physiker. Zuletzt war Brinkmeier wissenschaftlicher Sprecher der CDU, die Lichtverschmutzung ist eines seiner Steckenpferde. Er empfiehlt: „Zuerst muss die Politik für die Problematik Akzeptanz erreichen. Das ist immer wichtig bei großen ökologischen Themen.“ Konkret heißt das: Sterneparks unterstützen, intelligente Stadt-Konzepte schaffen und mit den Medien zusammenarbeiten, um vor allem die Stadtbewohner zu erreichen. Brinkmeier selbst hatte im Jahr 2009 für Schlagzeilen gesorgt, als er gemeinsam mit anderen Unionsabgeordneten der Lichtverschmutzung förmlich den Kampf erklärte und von Bund und Ländern konkrete Maßnahmen forder-



Vor allem in den Großstädten leuchtet es rund um die Uhr. An großen Bauwerken wie dem Kölner Dom unterstreicht Licht die Architektur und Ästhetik.



te. Brinkmeier ging damals voran, *Bild* titelte: „Dieser Politiker holt uns die Sterne zurück“. Dann wurde die CDU/FDP-Regierung abgelöst, der Antrag von Brinkmeier blieb auf der Strecke. Unter Rot-Grün verschwand die Lichtverschmutzung von der politischen Bühne. Warum der Antrag nicht weiterverfolgt wurde, wollten die Grünen in Nordrhein-Westfalen auf Einsteins-Anfrage nicht kommentieren. „Ob und wann das Thema wieder auftaucht, hängt von einzelnen Politikern ab, nicht von den regierenden Parteien“, sagt Brinkmeier. In Politikerkreisen wirbt er weiterhin dafür. Ein, zwei Kollegen hätten sich des Themas bereits angenommen.

Doch es gibt auch andere Ansichten. Der Fraktionsvorsitzende der Hannoveraner FDP, Wilfried Engelke zum Beispiel sagt: „Eine Geschäftsstadt wie Hannover

lebt vom Licht.“ Engelke hat im vergangenen Winter einen rot-grünen Antrag im Stadtrat abgelehnt. Es ging um die Reduzierung der Lichtverschmutzung. Er empörte sich, weil die SPD und Grüne weniger Außenbeleuchtung an Geschäften, auf Parkplätzen oder am Rathaus forder-

Die Frage muss lauten: Wann beginnt Lichtverschmutzung?

ten. Engelke, selbst Besitzer eines Handwerksbetriebs, meint: „Ich lasse mir nicht vorschreiben, wann und wie ich meinen Laden zu beleuchten habe, solange ich nicht andere mit meiner Beleuchtung störe.“ Kurzum: Licht ist unverzichtbar.

Die Frage muss lauten: Wann beginnt Lichtverschmutzung? Um das be-

stimmen zu können, müssen die Forscher des Projekts *Verlust der Nacht* noch mehr über das Licht herausfinden. Schließlich nehmen zum Beispiel Tiere unterschiedliche Bereiche des Lichtspektrums wahr. Besonders schwierig ist das in eng bebauten Siedlungen mit verschiedenen Lampenarten, die viele unterschiedliche Bereiche des Lichtspektrums abdecken. Jeder dieser Bereiche ist für andere Tiere besonders anziehend. Insekten reagieren beispielsweise auf ein weißes Licht, Vögel und Fische auf ein orange-rotes. Die *Deutsche Post* taucht daher ihre Zentrale, einen 160 Meter hohen Turm, in den Monaten, in denen viele Zugvögel unterwegs sind, in blaues Licht. Aktuell stehen die Wissenschaftler aber noch am Anfang ihrer Untersuchungen.

Die ökologischen Folgen können noch viel weiter gehen. Licht kann ►



Im mittelfränkischen
Alfeld lassen sich in klaren
Neumondnächten noch
unzählige Sterne sehen.

die Artenvielfalt reduzieren und ganze Ökosysteme verändern. Mücken etwa orientieren sich, indem sie den Winkel zwischen ihrer Körperachse und dem Mond konstant halten. Schiebt sich das Licht einer Laterne in ihr Blickfeld, spielt das natürliche Navigationssystem verrückt. Statt den Mond als Navigation zu nutzen, umkreisen sie Laternen bis zur Erschöpfung und sterben. In jeder Sommernacht werden laut einer *Verlust der Nacht*-Studie im Schnitt 150 Insekten an jeder Straßenlaterne. Damit fehlen bei insgesamt acht Millionen Laternen in Deutschland über eine Milliarde Insekten täglich in ihren ursprünglichen Lebensräumen, wodurch Fischen und Vögeln dort eine wichtige Nahrungsgrundlage geraubt wird.

Die *Initiative gegen Lichtverschmutzung* will den Blick auf den nächtlichen Sternenhimmel verbessern – ohne dabei auf Komfort und Sicherheit verzichten zu müssen, wie es auf ihrer Webseite heißt. Gleich auf der Startseite verdeutlichen sie das Problem mit dem Paradebeispiel der Milchstraße. Während Kreta-Urlauber diesen milchig-hellen Streifen aus geschätzt 100 Milliarden Sternen mit bloßem Auge bestaunen können, sehen sie am Himmel über ihrer deutschen Heimatgemeinde nur vereinzelte Sterne. Rund die Hälfte der Europäer hat die Milchstraße noch nie in natura gesehen, wie die Forscher vom Projekt *Verlust der Nacht* schätzen. Vielerorts ist es nachts zu hell.

Das Klagen der Hobbyastronomen dürfte im Ruhrgebiet vermutlich am größten sein. Hier tummeln sich fünf Millionen Menschen zwischen Kokereien, Kraftwerken und Autobahnen. Sie strahlen reichlich Licht gen Himmel. Die Sterne ertrinken in diesem Lichtermeer (siehe Schaubild). „Im Ruhrgebiet haben wir eine extreme Lichtverschmutzung“, sagt Burkhard Steinrücken, der Leiter der Volkssternwarte in Recklinghausen. „Man könnte sagen: Statt 3000 Sterne sehen wir nur noch 300 am Nachthimmel.“

Der Sternenhimmel ist ein schützenswertes Kulturgut

Er plädiert für das Beobachtungserlebnis Sternenhimmel. Er empfiehlt, sich an einen dunklen Ort zu legen und zu beobachten, wie die Sterne über den Himmel wandern, wie einige verschwinden, andere auftauchen. „Man gewinnt ein eigenes Zeitgefühl für etwas ewig Gültiges. Man stellt sich in Verbindung zu den Menschen, die das schon vor Jahrtausenden genauso gemacht haben“, erklärt Steinrücken. Dass der Stellenwert des Sternenhimmels in der Gesellschaft schwindet, ist für ihn ein „großer Kulturverlust“.

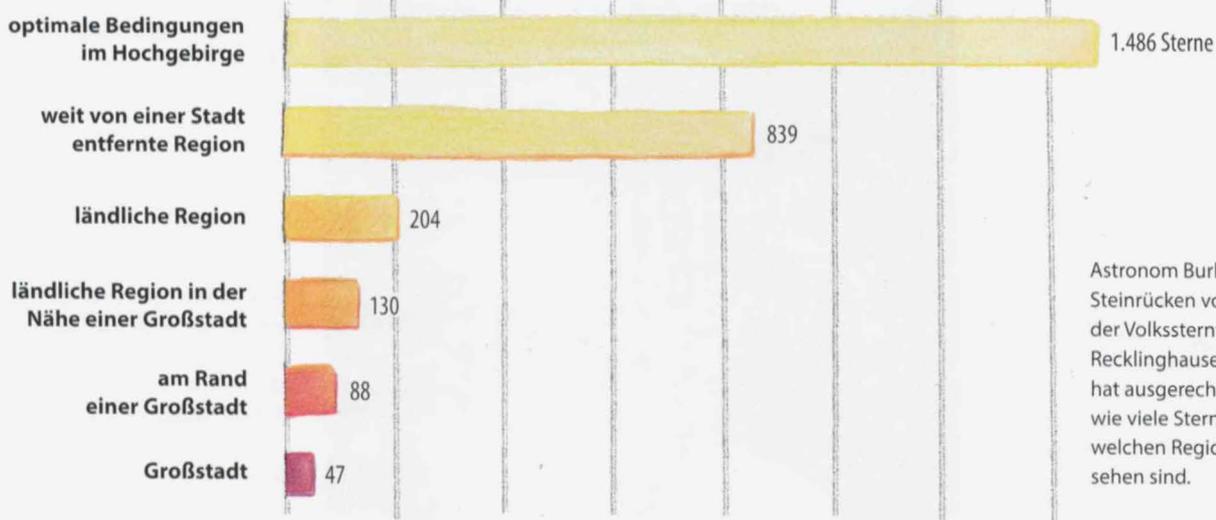
Die Unesco versucht dieser Entwicklung entgegenzusteuern. Sie hat vor drei Jahren die Kriterien zur Aufnahme als Weltkulturerbe überarbeitet. Mit dem Ziel, Orte mit einem besonders dunklen

Nachthimmel, so genannte Sterneparks, zu schützen. Die spanische Kanaren-Insel La Palma durfte sich als erste mit diesem Titel rühmen. In Deutschland gibt es noch keinen Sternepark. Die *Dark Sky Association*, eine internationale Organisation, die gegen die Lichtverschmutzung kämpft, könnte schon bald den Naturpark im brandenburgischen Westhavelland oder das Biosphärenreservat Rhön dazu ernennen.

Dass dunkle Regionen rar geworden sind, ist in der Astronomie längst bekannt. Schon im frühen 20. Jahrhundert verließen die ersten Sternwarten die „lichtverschmutzten“ Metropolen. Die Berliner Sternwarte, in ihr wurde der Planet Neptun entdeckt, fand im Jahr 1913 in Babelsberg einen dunkleren Standort. Das elektrische Licht wurde in dieser Zeit zum Symbol der Moderne und des Wohlstands, und Großstädte wurden mit künstlicher Beleuchtung bewusst ins Bild gesetzt. Je heller sie leuchteten, desto größer wurde die Furcht vor der Dunkelheit und Rückständigkeit.

Heutzutage ist es so hell, dass sich die großen Weltraumteleskope auf Vulkanen, in Wüsten oder im Weltall finden. Sie liefern die spektakulären Bilder, die auf den Panorama-Seiten der Zeitungen abgedruckt werden. „Es ist bedauerlich, dass die Leute ihre primären Erfahrungen durch eine Bilderflut in den Medien machen. Sie wissen nicht, was man alles am

So viele Sterne sehen wir (nur) noch



Astronom Burkhard Steinrück von der Volkssternwarte Recklinghausen hat ausgerechnet, wie viele Sterne in welchen Regionen zu sehen sind.

Himmel sehen kann“, sagt Steinrück. Mit seiner Sternwarte im Ruhrgebiet will er den Menschen den Nachthimmel näher bringen, und hofft, damit das Bewusstsein für das Problem Lichtverschmutzung zu stärken.

Moderne Lichtkonzepte könnten eine Lösung sein

Aber: Lässt es sich überhaupt lösen? Sándor Isépy hat jedenfalls gehandelt. Der Diplom-Ingenieur ist bei der Stadt Augsburg für die öffentliche Beleuchtung zuständig. Er hat gezeigt, wie eine Stadt der Lichtverschmutzung in Eigenregie entgegentreten kann. Bereits 1999 wurden alle Quecksilberlampen in Augsburg durch Natriumdampflampen ersetzt. Sie verbrauchen etwa ein Viertel weniger Energie. Auch die Brennzeit der nächtlichen Beleuchtung wurde um 73 Prozent gesenkt. Bei Lampen mit zwei Leuchten wurde eine einfach abgeschaltet. „So viel Licht wie nötig und so wenig wie möglich“, lautet das Motto von Isépy. Er will der Lichtverschmutzung bewusst entgegentreten, um die Umwelt zu schonen.

Dazu misst beispielsweise ein Lichtsensor auf dem Dach der Stadtwerke, wie hell es gerade ist, und erkennt, ob Wolken den Nachthimmel verdunkeln. Die öffentlichen Laternen sind ferngesteuert und werden daraufhin den Lichtverhältnissen angepasst – jede Laterne einzeln, Nacht für Nacht. Dadurch können die

Augsburger etwa jede dritte Laterne nachts abschalten und morgens bei starkem Verkehr wieder einschalten. „Wirtschaftlichkeit, Technik und Natur gehen bei einer umweltfreundlichen Beleuchtung Hand in Hand“, erklärt Isépy.

Und damit ist die Stadt auf einem guten Weg. Nach Angaben des Bundesamts für Umwelt hat sich Augsburg als Modellstadt für umweltfreundliche Beleuchtung in Deutschland einen Namen gemacht. Wie der Biologe Hölker berichtet, setzen sich andere Städte wie Leipzig oder Berlin nur aufgrund der Energieeffizienz und der Sicherheit mit Lichtkonzepten auseinander. Die Ökologie oder Gesundheit spielen dort überhaupt keine Rolle. „Augsburg ist dagegen weiter fortgeschritten“, sagt Hölker.

Das soll allerdings nicht bedeuten, dass die Stadt in der Euphorie um ein ▶



Michael Brinkmeier

„Zuerst muss die Politik für die Problematik Akzeptanz erreichen.“



Franz Hölker

„Wir wissen wenig darüber, wie sich Licht auf Organismen auswirkt.“

möglichst „gutes“ Licht die Sicherheit der Bürger vernachlässigt. „Wir werden nie so sparen, dass es wehtut. Die Sicherheit der Bürger hat höchste Priorität“, sagt Isépy. Für ihn ist die größte Herausforderung, eine flächendeckende Beleuchtung einzuführen, die allen Anforderungen genügt. Momentan dreht sich alles um die LEDs. Laut der Initiative für Lichtverschmutzung gelten die lichtemittierenden Dioden als die Lichtquellen der Zukunft.

Für Isépy liegen die Vorteile auf der Hand: Die LEDs haben eine Lebensdauer von etwa zehn Jahren und übertreffen damit herkömmliche Leuchten wie Natriumdampflampen um bis zu sechs Jahre. Auch die Lichtverteilung der LEDs könnte für die öffentliche Beleuchtung eine große Rolle spielen, da sich das Licht gezielt ausrichten, gleichmäßig verteilen und dimmen lässt.

Bislang hat Isépy einige frühere Gaslaternen auf diese Technik umgerüstet, um den Energieverbrauch und die Lichtverschmutzung zu senken. Dass die LEDs noch nicht flächendeckend in der Straßenbeleuchtung eingeführt wurden, begründet er mit einigen Mängeln. So sei die Technik in seinen Augen noch nicht effizient genug. Insbesondere die Lichtausbeute und Lichtverteilung der warmweißen LEDs müssten noch verbessert werden, und auch die Anschaffungskosten seien noch recht hoch. „Wir müssen mit voreiligen Entscheidungen vorsichtig sein.“



Sándor Isépy hat Straßenlaternen in Augsburg mit LEDs ausgestattet.

Nachhaltige Entwicklung ist teuer“, sagt Isépy. Als Elektroingenieur steht er in einer großen Verantwortung, schließlich ist die Einführung einer neuen Beleuchtung auf Jahrzehnte angelegt. „Gerade findet eine unglaubliche Entwicklung in der Technik statt“, meint er. So landen auf seinem Schreibtisch jeden Tag unzählige Angebote für neue Beleuchtungsstrategien. „Aber wir müssen uns noch ein wenig gedulden.“

Auch wenn die Technik für eine umweltfreundliche Beleuchtung noch nicht ausgereift ist, das Problem der Lichtverschmutzung liegt für Isépy woanders. „Lichtverschmutzung ist kein technisches, es ist ein menschliches Problem.“ Wichtig wäre ein bedachter und effizienter Umgang mit Licht – nicht nur in der öffentlichen Beleuchtung, auch in jedem privaten Haushalt. Die Lichtverschmutzung beschäftigt ihn schon jahrelang, eine perfekte Lösung seitens der Technik gibt es seiner Meinung nach wohl nicht. „Entscheidend ist, dass die Menschen nachdenken und mit dem Licht maßvoll umgehen. Wir dürfen nicht alles auf die Technik schieben. Wir müssen die Ursachen für das Problem bei uns suchen.“

Sándor Isépy

„Lichtverschmutzung ist kein technisches, es ist ein menschliches Problem.“

Mitarbeit: Gerrit Kubicki und Luisa Rauenbusch



Wie viele Sterne wir noch sehen können

einsteins-magazin.de/2013/?p=366

Kampf dem Kunstlicht

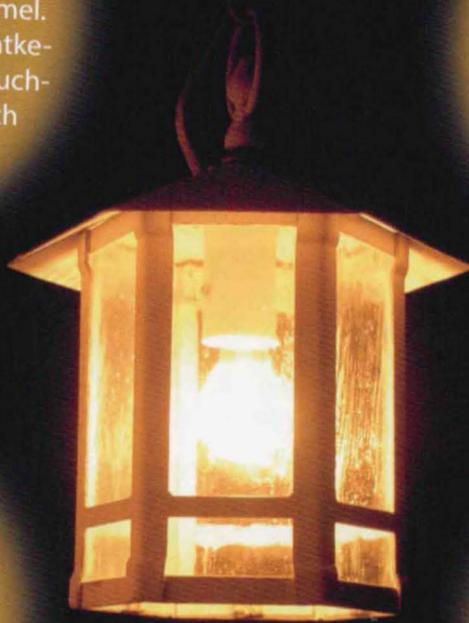
So wird es in unseren Städten wieder dunkel

Ausrichtung

Richten Sie das Licht einer Lampe grundsätzlich von oben nach unten aus. Andernfalls strahlt zu viel Licht in Richtung Himmel. Vermeiden Sie daher den Lichtkegel der Scheinwerfer, Kugelleuchten oder Bodenstrahler nach oben zu arrangieren.

Lichtdauer

Reduzieren Sie im Laufe der Nacht die Beleuchtung. Entweder Sie schalten die Lampen ganz oder teilweise ab oder Sie verringern ihre Leistung. Damit können Sie bis zu 64 Prozent der Energie einsparen.



Lichtlenkung

Achten Sie bei den Leuchten darauf, dass sie abgeschirmt sind und das Licht nicht seitlich oder nach oben abstrahlt. Montieren Sie die Lampen nicht zu hoch, um keine Insekten anzuziehen.

Effizienz

Schalten Sie das Licht nur dann ein, wenn Sie es benötigen. Wie das funktioniert? Durch Bewegungsmelder zum Beispiel. Da LEDs keine Zündpausen oder Einbrennzeiten haben, sind sie bei kurzen Schaltzyklen besonders geeignet.

Lichtfarbe

Warmweißes Licht zieht weniger Insekten an und stört auch den Tag-Nacht-Rhythmus des Menschen nicht so sehr. Die Lampen sollten maximal eine Farbtemperatur von 3000 Kelvin haben. Das ist zum Beispiel bei Natriumdampflampen und warmweißen LEDs der Fall.

Quellen: Initiative gegen Lichtverschmutzung, Bundesamt für Naturschutz

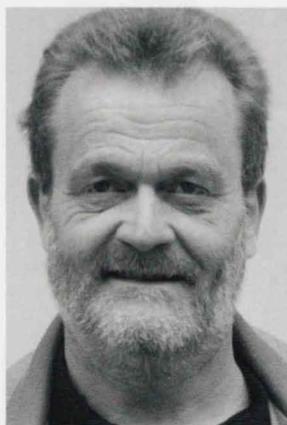
„Pinguine sind sexy“

Klemens Pütz kennt sie alle: die Rekordschwimmer, die Punks, die eleganten Anzugträger. Deutschlands einziger Pinguinforscher erzählt von seiner Arbeit.

Texte **Annika Mödl, Eva Heime, Madleen König und Susanne Siegert**
Fotos **Annika Mödl und Klemens Pütz**

Für einen Pinguinforscher ist es schwer in Deutschland. Deshalb fahre ich mindestens einmal im Jahr auf die Falklandinseln. Als Reiseleiter bin ich auf Expeditionsschiffen mit dabei. Dort kann ich mein Wissen an Touristen weitergeben und Spenden für meine Stiftung sammeln, den Antarctic Research Trust. Fünf Jahre lang habe ich auf den Falklandinseln gelebt. Man fährt morgens zur Pinguinkolonie und kann abends trotzdem fernsehen, in die Kneipe gehen und Freunde treffen. Natürlich kann man auch an afrikanischen Pinguinen forschen und in Kapstadt leben, aber Pinguine verbindet man immer noch mit Kälte und Abgeschiedenheit.

Ich bin zur Pinguinforschung gekommen wie die Jungfrau zum Kind. Nach meinem Biologie-Diplom habe ich gehört, dass jemand für eine

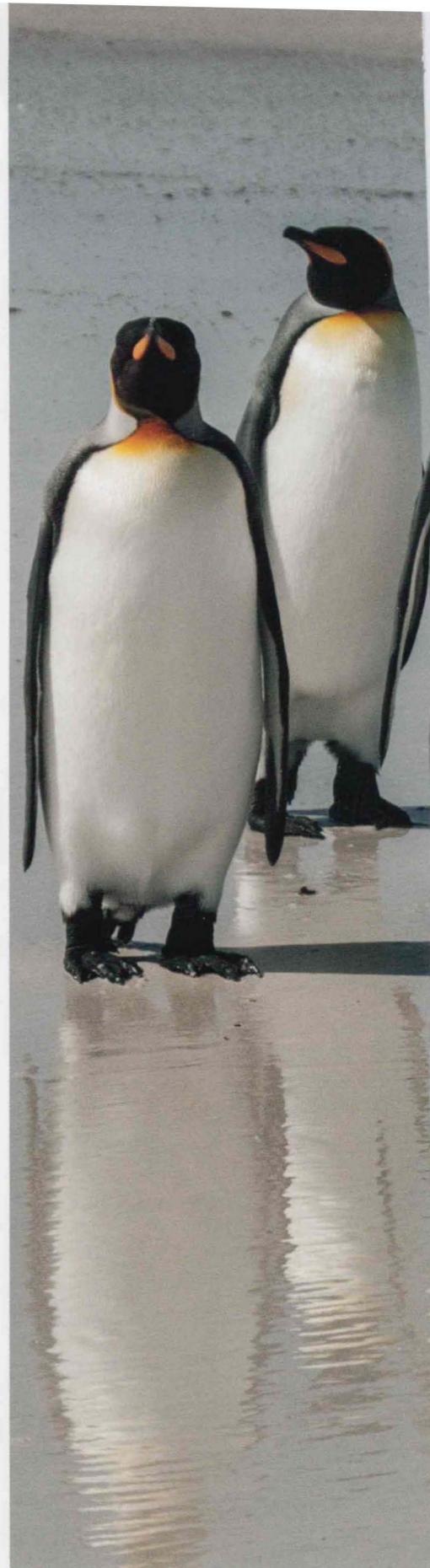


Klemens Pütz (52) hatte nach dem Abitur als Tierpfleger gearbeitet, bevor er in Berlin und Kiel Biologie studierte. Wir trafen den freiberuflichen Pinguinforscher im Kurpark Cuxhaven.

Antarktis-Expedition gesucht wird. Da habe ich mich vorgestellt und bekam den Job. Dann stand ich mit 29 Jahren in der Antarktis und dachte: „Boah, so sieht also ein Pinguin in der freien Natur aus.“

Zur Zeit erforsche ich die Ernährungsökologie von Pinguinen. Also nicht was sie fressen, sondern was sie tun, um ausreichend Nahrung zu bekommen. Das eigentliche Leben von Pinguinen spielt sich im Wasser ab. Ich möchte herausfinden, wo sie sich aufhalten, wenn sie bis zu sieben Monate im Meer verschwinden. Das ist spannend, weil einem nicht bewusst ist, dass Pinguine Zugvögel sind.

Ab und an taucht mal ein Pinguin an der Copacabana auf und hüpf zwischen den Bikinimädels rum. Diese weiten Reisen bleiben auch für uns Wissen-



schaftler ein Rätsel. Doch sie sind wichtig im Hinblick auf den Schutz der Tiere. Es nützt nichts, wenn ich eine Kolonie während der Brutzeit besonders schütze, indem ich die Fischerei dort verbiete und außerhalb der Brutzeit verschwinden sie und müssen zwischen Ölplattformen tauchen.

Der Klimawandel hat schon messbare Einflüsse auf die Pinguine.

Zum Beispiel nimmt die Zahl der Adéliepinguine auf der antarktischen Halbinsel ab. Weil die Eisdecke schmilzt, überlebt weniger Krill – die Kleinkrebse sind die Hauptnahrungsquelle dieser Pinguinart. Der Eselspinguin hingegen kann auf Fische oder Tintenfische ausweichen und wir beobachten, dass die Zahl dieser Pinguinart ansteigt. Ich alleine kann den Klimawandel nicht aufhalten, aber Pinguinforschung hat auch immer mit Umweltschutz zu tun: Auf den Falklandinseln wurde Öl gefunden, die Ölförderung wird dort auf jeden Fall stattfinden. Ich will dafür sorgen, dass die Menschen genügend über die Pinguine wissen. So kann man sie schon im Vorfeld schützen und kann im Ernstfall helfen.

Pinguine haben für mich den gleichen Appeal wie für andere auch.

Sie sehen drollig aus und haben sehr unterschiedliche Charaktere. Gerade die Küken der Königspinguine sind total köstlich. Sie wollen immer so hoch wie möglich stehen und wenn man sich in einer Kolonie auf den Boden legt, stehen innerhalb von fünf Minuten 20 Küken auf einem herum und schubsen sich gegenseitig runter. Sie haben einfach keine Scheu und behandeln uns, als wären wir ihresgleichen.

Sie gehen aufrecht, haben ein Sozialleben. Und das alles hat Appeal für uns Menschen – Pinguine sind sexy.

Am besten gefällt mir der Königspinguin, weil er so stolz und erhaben ist und so fantastische Leistungen im Meer bringt und der Felsenpinguin, der so lustig und wuselig ist. Sie sehen aus wie Punker mit ihrem gelben Schopf und sind sehr taff. Da kann es auch passieren, dass sie Menschen angreifen, so furchtlos sind sie.

Die schwarz-weiße Farbe dient zum Schutz. Von unten sieht man den weißen Bauch der sich nicht von der Wasseroberfläche abhebt. Von oben ist der dunkle Rücken kaum vom Meeresboden oder dem Wasser zu unterscheiden. Ich denke, dass die schwarz-weiße Färbung nicht nur für den eigenen Schutz vor Räubern dient. Sie sorgt auch dafür, dass die Pinguine von potentieller Beute nicht so gut gesehen werden.

Es gibt für die Öffentlichkeit den Pinguin, der ist schwarz-weiß und lebt am Südpol. Aber wenn man sich genauer mit dem Thema befasst, findet man zu allen Behauptungen über Pinguine Ausnahmen. Die Behauptung

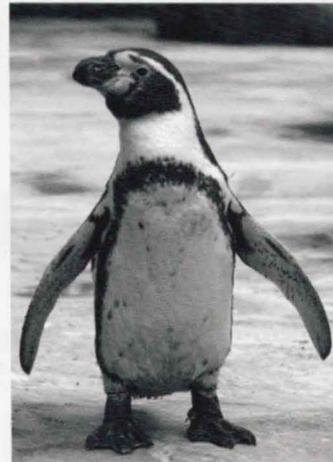
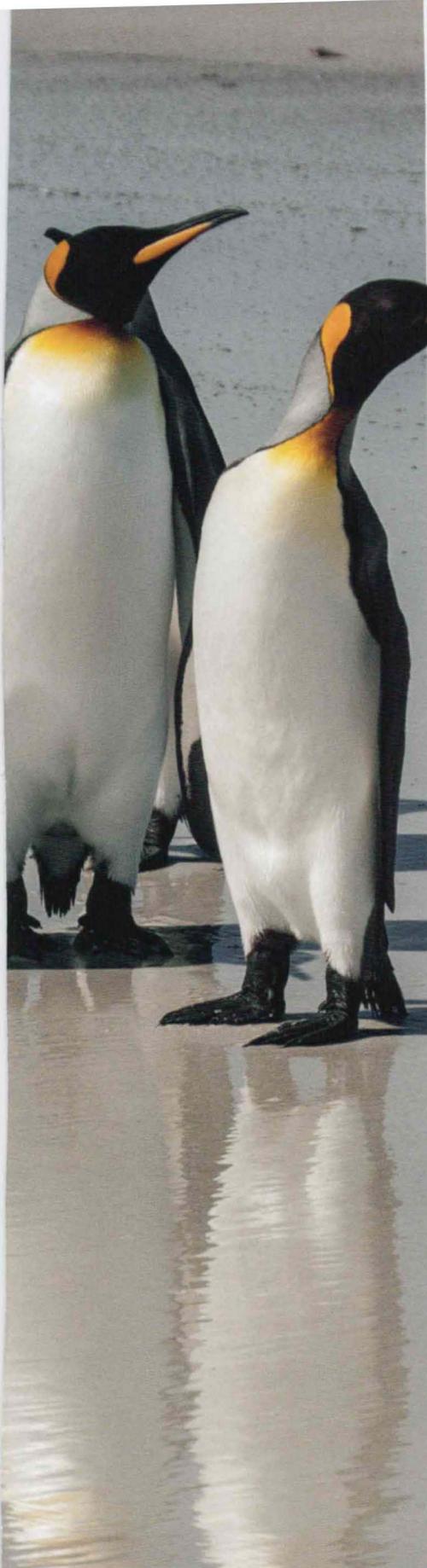
zum Beispiel, dass Pinguine immer in großen Gruppen brüten. Gelbaugenpinguine brüten überhaupt nicht, wenn sie einen anderen Pinguin sehen.

Auch die Behauptung, Pinguine wären tollpatschig, ist eher ein Vorurteil. Sie sind nur eben besser an das Leben im Wasser angepasst. Wenn sie sich zum Beispiel auf blankem Eis bewegen, helfen sie mit dem Schnabel nach und das sieht an Land alles sehr unbeholfen aus. Ich sage dann immer zu den Touristen: „Ihr solltet euch mal sehen, wenn ihr da hoch müsstet.“



Virtueller Rundgang durch das Pinguinmuseum in Cuxhaven

einsteins-magazin.de/2013/?p=328



Humboldtpinguin Alfred hielt Pütz für einen Tierarzt und suchte das Weiße.



Pingunützes Wissen

Ihr watschelnder, aufrechter Gang und der schwarz-weiße Frack machen sie für uns Menschen so sympathisch. Aber stimmt es, dass Pinguine ...

... sich gegenseitig ins Meer schubsen?

Seeleoparden, Schwertwale, Delfine – sie alle sind Gefahren für den Pinguin. Um sich besser zu schützen, gehen sie oft zusammen ins Meer.

Dr. Klemens Pütz, Deutschlands einziger Pinguinforscher erklärt: „Einer muss den Anfang machen und als Erster springen. Das sieht dann für uns nur so aus, als ob er geschubst wird. Aber die Anderen drängen sich von hinten nach vorne, um auch ins Meer zu kommen. Der Vordere fällt dann unweigerlich ins Wasser.“

... als „Vergewaltiger“ gelten?

„Man darf da nicht zu sehr vermenschlichen. Ich denke nicht, dass die Pinguine das traumatisiert“, sagt Klemens Pütz. Der Forscher hat so etwas selbst beobachtet: „Ein Königspinguin ist an Land gekommen und war so vollgefressen, dass er am Strand auf dem Bauch liegen geblieben ist. Jeder Pinguin, der vorbei gekommen ist schaute sich um, begattete ihn und ging dann weiter. Das passierte mehrere Male, so lange, bis er wieder in der Lage

war aufzustehen. Das liegt daran, dass die Männchen und Weibchen während der Brutzeit voller Hormone sind.“

... ihre Küken aussortieren?

Manche Pinguinarten versuchen immer, zwei Küken gleichzeitig großzuziehen und haben dafür ihre ganz eigene Strategie, den Mami-Run. Das Elterntier rennt davon, die zwei Küken hinterher. Nur das stärkere Küken schafft es mitzuhalten und wird gefüttert. Währenddessen hat das Schwächere Zeit aufzuholen. „Bei wenig Nahrung kann es passieren, dass es nur für das stärkere Küken zum Überleben reicht“, erklärt Klemens Pütz.

... umfallen, wenn ein Flieger über sie fliegt?

Es wird behauptet, dass Pinguine nach hinten umkippen, wenn ein Flugzeug über sie fliegt und sie ihm hinterher schauen. Pütz: „Blödsinn! Vielleicht entstand die Geschichte während des Falklandkrieges, bei dem die großen Pinguinkolonien überflogen wurden. Das hat sich wahrscheinlich ein Soldat ausgedacht, der drei Bier zu viel getrunken hat.“



... ein Leben lang treu bleiben?

Von wegen! In Deutschland hält nur jede zweite Ehe – Pinguine können das sogar übertreffen: Die Scheidungsrate beträgt je nach Art bis zu 80 Prozent! Bei der Partnerwahl spielt der Brut-erfolg eine wichtige Rolle. Auch wenn das Weibchen vom Vor-jahr lange nicht zurückkommt, sucht sich das Männchen einen neuen Partner.

... extrem fasten können?

Pinguine kommen nur an Land, um sich zu mausern und sich fortzupflanzen. Bei den Kaiserpinguinen hungern Männchen und Weibchen während der Mauser vier Wochen lang, weil sie mit dem undichten Gefieder nicht ins Wasser können. Auch während der Balzzeit, die bis zu drei Wochen dauert, nehmen beide keine Nahrung zu sich. Erst wenn das Ei gelegt ist, geht das Weibchen zurück in das Meer. Das Männchen brütet dann zwei Monate lang – ohne zu fressen.

Erst dann kommt das Weibchen wieder zurück und die bei-den wechseln sich bei der Aufzucht ab. Der männliche Kaiser-pinguin fastet damit über vier Monate lang.

... fremdgehen?

Viele Pinguine bauen ihr Nest aus Steinen, um die Eier nicht auf den gefrorenen Boden legen zu müssen. Die Männchen kommen nach dem Winter zurück und verschenken Steine als „Brautgeschenke“. Doch sobald das Weibchen alleine im Nest sitzt und ein Junges einen Stein vorbeibringt, ist er an der Reihe. Pütz: „Ich stelle mir dann immer die Frage, was passiert danach mit dem Stein? Nehmen die Weibchen ihn mit oder las-

sen sie ihn liegen? Da könnte der Hausherr dann feststellen was sein Weibchen treibt, wenn er die Steine sieht. Das ist aber nicht mein Forschungsgebiet.“

... eine Laola-Welle machen?

In der Antarktis müssen Pinguine Temperaturen von bis zu minus 40 Grad überstehen. Um sich zu wärmen, kuscheln sie sich zu großen Gruppen zusammen. „Das kann so weit gehen, dass man außen minus 40 Grad hat und zwischen den Tieren plus 20 Grad. Und diese Packung muss natürlich immer wieder neu organisiert werden.“ Innerhalb dieser sogenannten Huddles machen die Pinguine ungefähr alle drei Sekunden einen winzigen Schritt. Dadurch entsteht eine Laola-Welle im Huddle – wie im Stadion.

... „Schnellscheißer“ sind?

Pinguine erleichtern sich mit dreifach höherem Druck als Menschen. „Da kann durchaus Kot auf dem Nachbarkücken landen“, sagt Pütz. Herausgefunden hat das ein Biologe aus Neuseeland. Dafür wurde er 2008 mit dem IG-Nobelpreis ausgezeichnet, einem Anti-Nobelpreis für überflüssige Forschungen.

... homosexuell sind?

In der freien Natur gibt es kaum homosexuelle Pinguine. Pütz vermutet, dies sei ein Phänomen, wenn das Geschlechterverhältnis nicht stimmt. „Das kennt man auch von Graugänsen. Die tun sich dann mit ihresgleichen zusammen, um schon mal für den Ernstfall zu üben. Dann klappt es vielleicht im nächsten Jahr.“

Fluch oder Segen

Zauberei ist ein Relikt aus dem Mittelalter. Aber es gibt sie noch immer: Selbsternannte Zauberer und Hexen, die schwarze und weiße Magie betreiben.

Text **Viola Bernlocher**

Hört man das Wort „Magie“, denkt man an Kinofilme wie „Harry Potter“ oder Fantasy-Romane wie Tolkiens „Herr der Ringe“. Doch auch in der knallharten „realen“ Welt glauben Menschen an Zauberei.

Schon seit Urzeiten heilen Menschen vermeintliche Krankheiten mit Kräutern und Sprüchen oder sprechen Warzen weg. Aber was steckt dahinter? Je mehr die Wissenschaft die letzten unerforschten Ecken der Welt ausleuchtet, desto schneller verschwand der Glaube an das Übersinnliche. Doch manche haben heute wieder eine Sehnsucht nach einer spirituellen Welt hinter der realen Welt.

Der Buchmarkt ist voll von esoterischen Ratgebern, die ihren Lesern die Kunst der Magie, des Kartenlegens und der Kräuterkunde näherbringen. Die Ansichten in der Szene sind individuell geprägt, aber eine wesentliche Unterscheidung lässt sich vornehmen: Schwarze und weiße Magie sind die ewigen Gegensätze, die miteinander unvereinbar sind.

Weißer Magie wird allgemein als die heilbringende Art der Magie gesehen, wie zum Beispiel ein Zauber, um wieder gesund



Glaskugel, Runen, Räucherkelch und Zauberstab: Gegenstände eines magischen Rituals.

zu werden. Die schwarze Magie hingegen wird als schadensbringend verstanden. Dazu zählen Rituale, die andere krank machen sollen.

In der Szene ist schwarze Magie eher verpönt. Für viele Hexen gelten Leitsprüche, die fast schon an Kants Kategorischen Imperativ erinnern. „Solange es niemandem schadet, tu’ was du willst“, schreiben selbsternannte Hexen und Zauberer in Internetforen und mahnen: „Alles was du aussendest, kehrt dreifach zu dir zurück.“

Doch wie und warum betreiben Menschen Magie? Da sie mit ihren Interessen in ihrem Umfeld oft allein sind, tauschen sich viele von ihnen in Internetforen aus. Dort sprechen sie über die Magie, die für sie eine Art ist, Veränderungen in ihrem

Leben herbeizuführen.

Wenn sie einen Wunsch haben, dann übergeben sie diesen ihren Göttern oder einer höheren Macht, an die sie glauben. Das kann durch ein Gebet geschehen – oder durch ein bestimmtes Ritual. In diesem wird eine Gottheit angerufen und um ihre Hilfe gebeten. Dazu verwenden Magier verschiedene Halbedelsteine, Kräuter und andere Utensilien, die zum Anliegen ihres Rituals passen.

Fotos: Rowan Lewgolan; Drug Enforcement Administration; DEA

...immer die richtige Wahl.

G Gabrieli
Apotheke

Gabrielstraße 8 • 85072 Eichstätt
Telefon: (0 84 21) 9 79 30 • Telefax: (0 84 21) 97 93 17
Martin Regensburger OHG



CLAUDIA
REGENSBURGER
MARIEN
APOTHEKE

Marktplatz 15 • 85072 Eichstätt
Telefon: (0 84 21) 9 72 40
Telefax: (0 84 21) 97 24 19
Claudia Regensburger e.K.

Schwarzer Schnee

Texte **Frederike Meister**

Bei Kokain denken die meisten an ein weißes Pulver in kleinen Plastiktüten, auch „Schnee“ genannt. Aber schon 1998 wurde in Deutschland erstmals schwarzes Kokain aus Kolumbien sichergestellt. Das Rauschgift wird dann „Coca Negra“ genannt und besteht aus herkömmlichem Kokain, das mit Kobalt- und Eisenchlorid versetzt wird. In diesem Zustand ist es nicht konsumierbar und kann durch die üblichen chemischen Tests nicht erkannt werden. Schwarz gefärbt wird das Rauschgift von den Schmugglern als Textilveredelungsmittel, Druckerfarbstoff oder Industriefarbstoff deklariert.



Auch für Drogen-spürhunde ist es in dieser Form nur schwer aufzuspüren, da die Zusatzstoffe meist den typischen Kokaingeruch überlagern. Erreicht das schwarze Kokain aber schließlich seinen Bestimmungsort, kann es dort durch Aceton oder Äther

wieder in den ursprünglichen Zustand zurückversetzt werden. Egal ob schwarz oder weiß: In Deutschland wird immer weniger Kokain-Schmuggel entdeckt. Laut einer Studie des Bundeskriminalamtes vom Mai 2013 wurden im Jahr 2000 noch 10 000 Fälle von der Polizei erfasst, 2012 waren es nur noch 3000.

Vielleicht ist Kokain in Zukunft sogar weder schwarz noch weiß: In Kolumbien wurde bereits farbloses Kokain beschlagnahmt.



Eine moderne Aufnahme einer linken Hand mit sechs Fingern.

Durchleuchtet

Die Strahlendosis für die Röntgenaufnahme einer Hand war 1896 noch 1500-mal höher als heute. Was damals 90 Minuten dauerte, schafft das Gerät heute in 21-Tausendstelsekunden.

Laut dem Bundesamt für Strahlenschutz werden jährlich 134 Millionen Röntgenaufnahmen angefertigt. Somit wird jeder Bundesbürger im Schnitt jährlich 1,6-mal geröntgt.

**Hanns
Seidel
Stiftung**

Institut für
Begabtenförderung

www.hss.de

Wer mehr als nur studieren will!

Wir erwarten überdurchschnittliche Studienleistungen und gesellschaftliches Engagement. Bewerben Sie sich für unsere Förderprogramme! www.hss.de/stipendium.html

Stipendienprogramme:

- Universität
- Hochschule (HAW)
- Promotion
- Journalistische Nachwuchsförderung
- Internationale Studiengänge (IS)
- MINT-Fächer
- Programm für Bildungsinländer und Studierende mit Migrationshintergrund (BIL/MIG)

Hanns-Seidel-Stiftung e.V. | Institut für Begabtenförderung | Lazarettstraße 33 | 80636 München | Tel: +49(0)89 12 58-301

Auf Ballhöhe

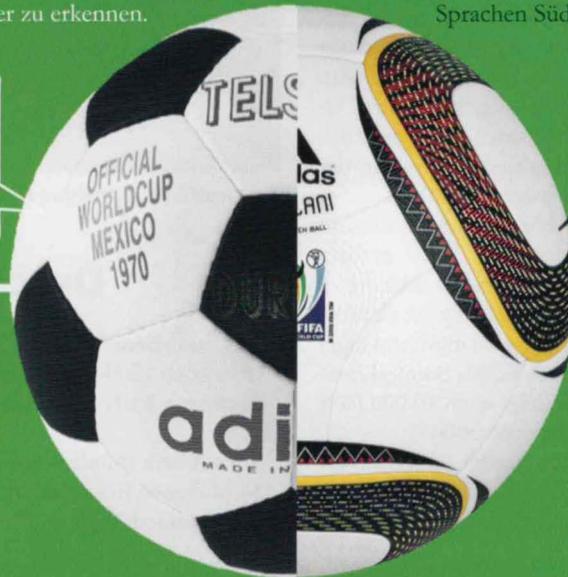
Der schwarz-weiße Telstar hat das Fußball-Design wie kein anderer geprägt. Vier Jahrzehnte später ist davon nicht mehr viel übrig. Ein Vergleich.

Recherche und Grafik **Luisa Rauenbusch** und **Tim Scholz**

1970 2010

Der **Telstar**, der erste WM-Ball von Adidas, kam in Mexiko zum Einsatz. Durch seine Farben war der Ball im damals noch schwarz-weißen Fernsehen besser zu erkennen.

Mit dem **Jabulani**, dem elften WM-Ball, wurden die Spiele in Südafrika bestritten. Die elf Farben des Balls stehen unter anderem für die elf Sprachen Südafrikas.



Der Ball ist nach dem ersten zivilen Kommunikationssatelliten **Star of Television** oder auch **Telstar** benannt.

Jabulani bedeutet „**sich freuen**“ und kommt aus der Bantusprache Zulu.

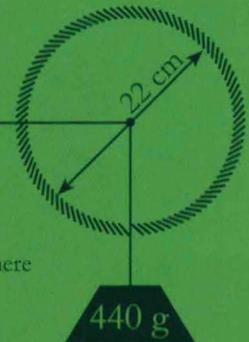
315 Fans auf Facebook*

Fans auf Facebook* **407.864**



Bestandteile

Panels **32** 8 thermisch verschweißte
schwarze Fünfecke 12 und sphärisch geformte
weiße Sechsecke 20 3D-Panels



Materialien

Leder Thermoplastische Polyurethan-Elastomere
Ethylvinylacetat
Polyester
Baumwollgewebe

Gerd Müller hat bei der WM 1970 die meisten Tore mit dem Telstar geschossen. Der „Bomber“ erzielte zehn Treffer.

Thomas Müller wurde offizieller Torschützenkönig in Südafrika. Mit dem Jabulani traf er fünf Mal.

*Stand: Juli 2013

Fotos: Adidas

Alles nur geklaut?

Fällt Bond nach „Skyfall“ der Himmel auf den Kopf?
Eine Glosse von Florian Ladenburger

Der Schwarz-Weiß-Film erlebt ein Comeback. Filme wie „The Artist“ oder die Edgar-Wallace-Parodien „Der Wixxer“ und „Neues vom Wixxer“ begeistern das Publikum. Auch der neue Bond-Film soll in Schwarz-Weiß erscheinen. Doch scheinbar wurde nicht nur das Farbkonzept der alten Filme übernommen. Uns liegen Klageschriften vor, die die Filmproduzenten des Ideendiebstahls beschuldigen. Wird die Fortsetzung von „Skyfall“ ein Reinfall?

Kläger Nr. 1: Stan Laurel und Oliver Hardy

Sie klagen gegen die Drehbuchautoren. In einer Schlüsselszene des neuen Films schleicht Bond auf das Dach des Bösewicht-Hauptquartiers, rutscht auf einer Bananenschale aus und bricht durch die Decke. Im dunklen Raum schnipst Bond und eine Flamme an seinem Daumen erhellt den Raum. Ihm gegenüber steht der Bösewicht, langsam gehen beide aufeinander zu. Der Bösewicht setzt zum Schlag an, Bond weicht aus und pikst ihm ins Auge: „Ich bin nicht so blöd, wie du aussiehst!“ Er dreht sich um und geht. Doch der Bösewicht ist noch nicht besiegt und tritt Bond kräftig in den Hintern. Der dreht sich verwirrt und wütend um und zieht dem Bösewicht die Melone über die Augen.

Kläger Nr. 2: Charlie Chaplin

„Kostümabteilung Schtonk!“, denn: Im Film tauscht Bond seine feine Garderobe gegen die abgewetzte Garderobe des humpelnden Pförtners, um sich beim Bösewicht einzuschleichen.

Kläger Nr. 3: Groucho Marx

Er klagt die Make-up-Abteilung des Films an, die sich

entschieden hat, Daniel Craig übergroße Augenbrauen und einen übergroßen Schnurrbart ins Gesicht zu malen. Das soll seine spärlichen Gesichtsregungen verstärken. Außerdem trägt er eine Brille, um seine blauen Augen besser zu betonen.

Falls die Kläger den Prozess gewinnen, verdienen sie sich eine goldene Nase und vermutlich auch noch ein goldenes Auge und eine Hand voll goldener Finger. Der Ausgang des Prozesses ist allerdings noch offen. Sicher ist dagegen, dass Bond-Chef „M“ in diesem Film nicht auftritt. Der Darsteller erkrankte auf einem Feuerwehrball an Diamantenfieber. Sein Fehlen im Film wird damit erklärt, dass er um 16:50 Uhr ab Paddington fährt, um seine adelige Cousine in Moskau zu besuchen, die ihm liebevolle Grüße geschickt hatte. Das soll in einem eigenen Film gezeigt werden, Arbeitstitel „Cousine Royale“.



Illustration: Eisenberger

2013 Einsteins

HAMMEL
AUTO- & REIFENSERVICE

IHR KOMPETENTER PARTNER FÜR DEN
REIFEN- UND AUTO SERVICE.



Ingolstädter Str. 4
85072 Eichstätt
Tel.: 0 84 21 - 935 395

FIRSTSTOP
DER REIFENPROFI
www.firststop.de

Post aus der Heimat

Was unsere Leserinnen und Leser zur Ausgabe 2012 sagen



Berthold L. Flöper, Bundeszentrale für politische Bildung

Man kann auf Ihre Studenten nur neidisch sein. Ich habe durch Zufall das Einsteins-Magazin zu lesen bekommen und bin beeindruckt. Das Heimat-Heft gefällt mir ausgesprochen gut. Ich blieb fast bei jeder Story hängen – ganz abgesehen von den tollen Fotos. Mein Glückwunsch für

die Ausgabe – und Sie ahnen schon, was kommt: Würden Sie mich bitte in Ihren Verteiler aufnehmen?

Anke Vehmeier, Freie Journalistin

Heimat – ein tolles Thema. Und Sie haben dazu ein wunderbares Magazin komponiert. Es ist gespickt mit Lesestoff erster Güte, spannende und anrührende

Geschichten, klasse recherchiert, sehr ansprechend erzählt. Und die Fotos sind echte Hingucker. Eine absolut runde Sache. Herzlichen Glückwunsch und großes Kompliment. Und die Crossmedialität ist natürlich überragend.

Thomas Linke-Weiser, Redaktionsleiter von Bayern 3

Danke für Einsteins! Richtig gut geworden!



Foto: European Newspaper Award

Lob für Einsteins: Das crossmediale Projekt der Eichstätter Journalistik ist im Mai 2013 im Wiener Rathaus mit dem European Newspaper Award ausgezeichnet worden. Zwölf Studierende und die drei Dozenten Christian Klenk, Michaela Petek und Jörg Pfeiffer nahmen die Urkunden von Zeitungsdesigner Norbert Küpper (rechts) entgegen. Die Jury sei begeistert gewesen „von den innovativen Ideen und der professionellen Umsetzung der studentischen Arbeiten“, so die Veranstalter des Wettbewerbs. Am größten Zeitungswettbewerb in Europa hatten sich 232 Redaktionen aus 25 Ländern beteiligt.

Prof. Dr. Walter Hömberg, Gründer von Einsteins und bis 2010 dessen Herausgeber

Das Titelbild wirkt eher bieder – aber sonst ist „Einsteins“ wieder sehr anregend und abwechslungsreich geraten. Den European Newspaper Award hat das älteste Magazin von Studierenden der Journalistik in Deutschland sich redlich verdient. Besonders gefallen haben mir die langen Geschichten – journalistische Häppchenfabriken gibt es genug.

Prof. Dr. Michael Schmolke, Kommunikationswissenschaftler

Ich habe gerade das neue Einsteins-Heft auf einen Sitz heruntergelesen: ganz hervorragend!

IMPRESSUM

einsteins

Das Magazin der Eichstätter Journalistik

Herausgeberin

Prof. Dr. Friederike Herrmann
Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt

Redaktionsanschrift

Studiengang Journalistik
Ostenstraße 26 – D-85072 Eichstätt
Telefon (08421) 93-1564 – Telefax (08421) 93-1786
E-Mail: redaktion@einsteins.de

Chefredakteur Dr. Christian Klenk
Chefin vom Dienst Sophia Schirmer
Textchefin Lisa Wolf

Art Director Tim Scholz
Fotochefin Viola Bernlocher
Product Manager Daniela Frieringer
Marketing Sarah Rottmair

Textredaktion Florian Ladenburger, Paul Middelhoff, Annika Mödl, Christof Paulus, Fabian Scheler, Susanne Wegner

Layout und Fotoredaktion Maria Johanna Birkmeier, Johanna Hansing, Lea Hemetsberger, Raphaela Kaiser, Ramona Meyer, Bénédicte Michard, Luisa Rauenbusch

Anzeigen Lukas Glaser, Frederike Meister

TV-Redaktion Michaela Petek (Leitung), Rosa Alarcon Ther, Sabina Baraniewicz, Julia Buchmaier,

Dorothee Büttner, Lisa-Lina Ewert, Sabrina Friedrich, Melanie Götz, Isabel Hahn, Eva Heime, Matthias Hohn, Elisabeth Kobitz, Madleen König, Gerrit Kubicki, Jonathan Reinders, Alexandra Schneid, Susanne Siegert, Deborah Urban

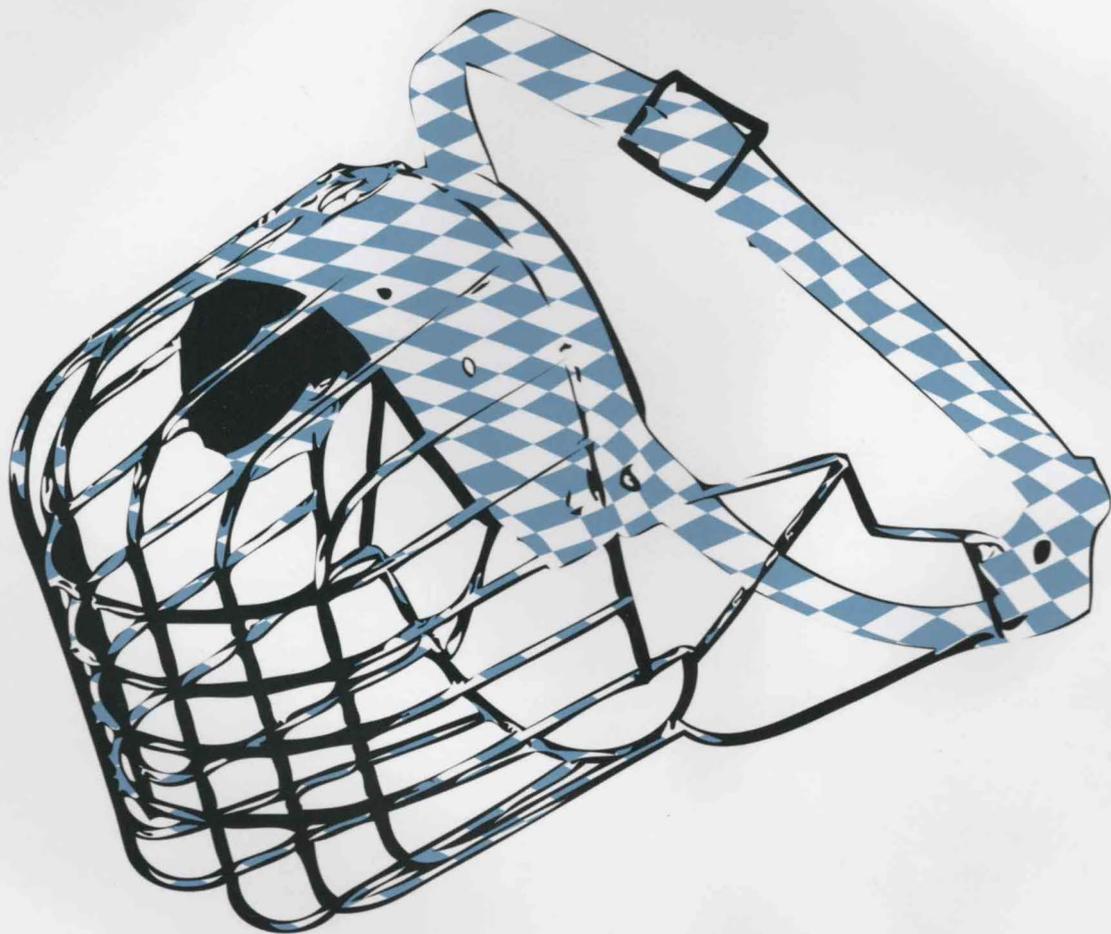
Online-Redaktion Jörg Pfeiffer (Leitung), Moritz Diethelm, Sebastian Driemer, Anton Golovko, Andreas Holzapfel, Markus Joachim, Felix Mildner, Emilien Miner, Lisa Opitz, Martin Schön, Christian Schullerus, Charlotte Sockeel, Fabian Spengler

Auflage 1700 Exemplare

Druck Spintler Druck & Verlag, D-92637 Weiden

Internet www.einsteins-magazin.de

Ohne Journalisten gibt es keine Demokratie



Der **Bayerische Journalisten-Verband** vertritt die Interessen von mehr als 8300 hauptberuflichen Journalistinnen und Journalisten in Bayern. Werden Sie Mitglied im BJV und nutzen Sie die vielfältigen Angebote von der Fortbildung bis zur Rechtsberatung. Überzeugen Sie sich von unserer Kompetenz als Gewerkschaft und unserer Qualität als Berufsverband!

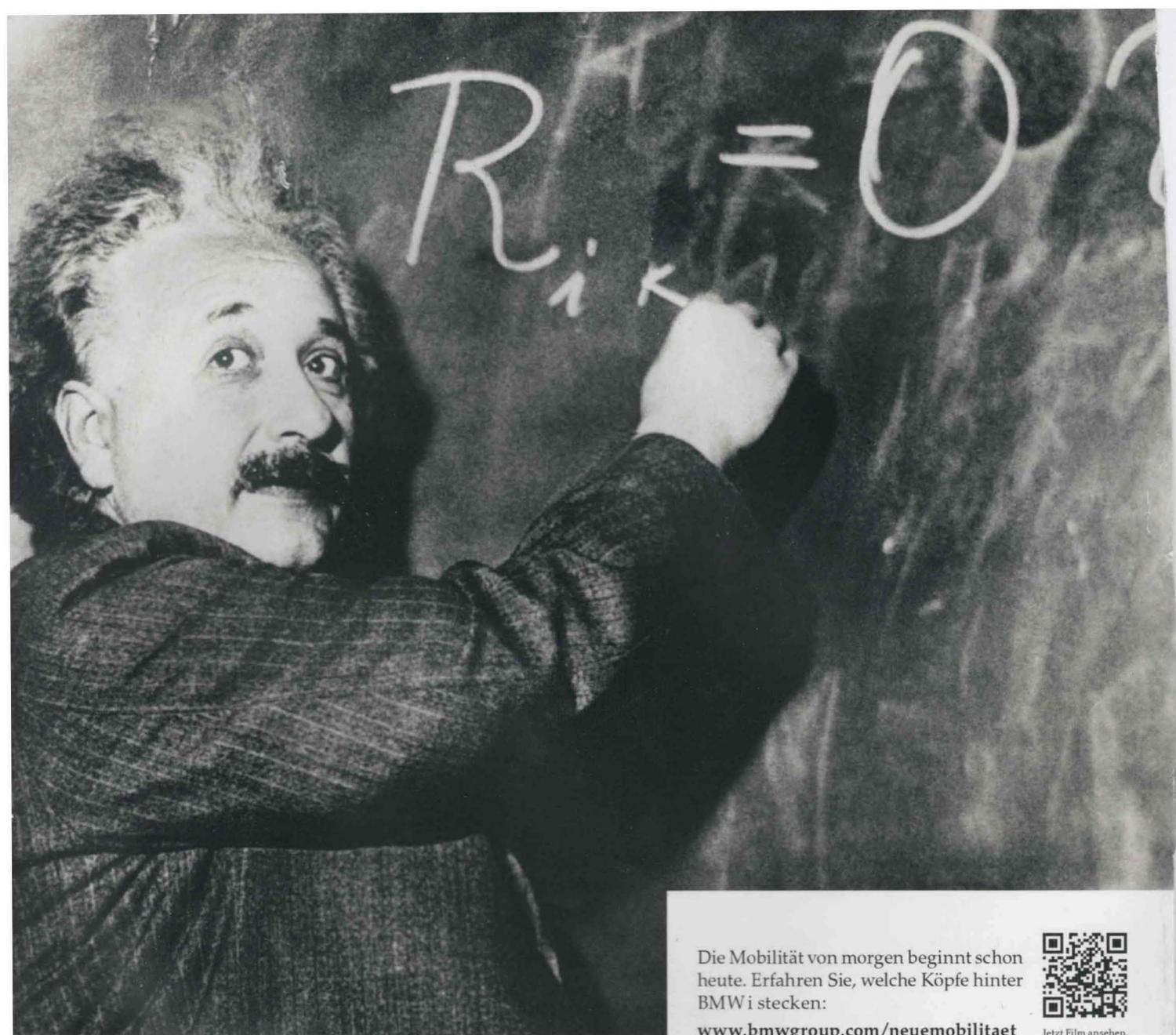
www.bjv.de

 facebook.com/bjvde

 twitter.com/bjvde

BJV Bayerischer
Journalisten-Verband
e.V.

Meinung braucht eine Stimme



Die Mobilität von morgen beginnt schon heute. Erfahren Sie, welche Köpfe hinter BMW i stecken:

www.bmwgroup.com/neuemobilitaet



Jetzt Film ansehen.

MANCHE REVOLUTIONEN ENTSTEHEN IN DEN KÖPFEN EINZELNER. UNSERE IN DEN KÖPFEN VIELER.

MOTOR EINER NEUEN MOBILITÄT.

**BMW
GROUP**



Rolls-Royce
Motor Cars Limited